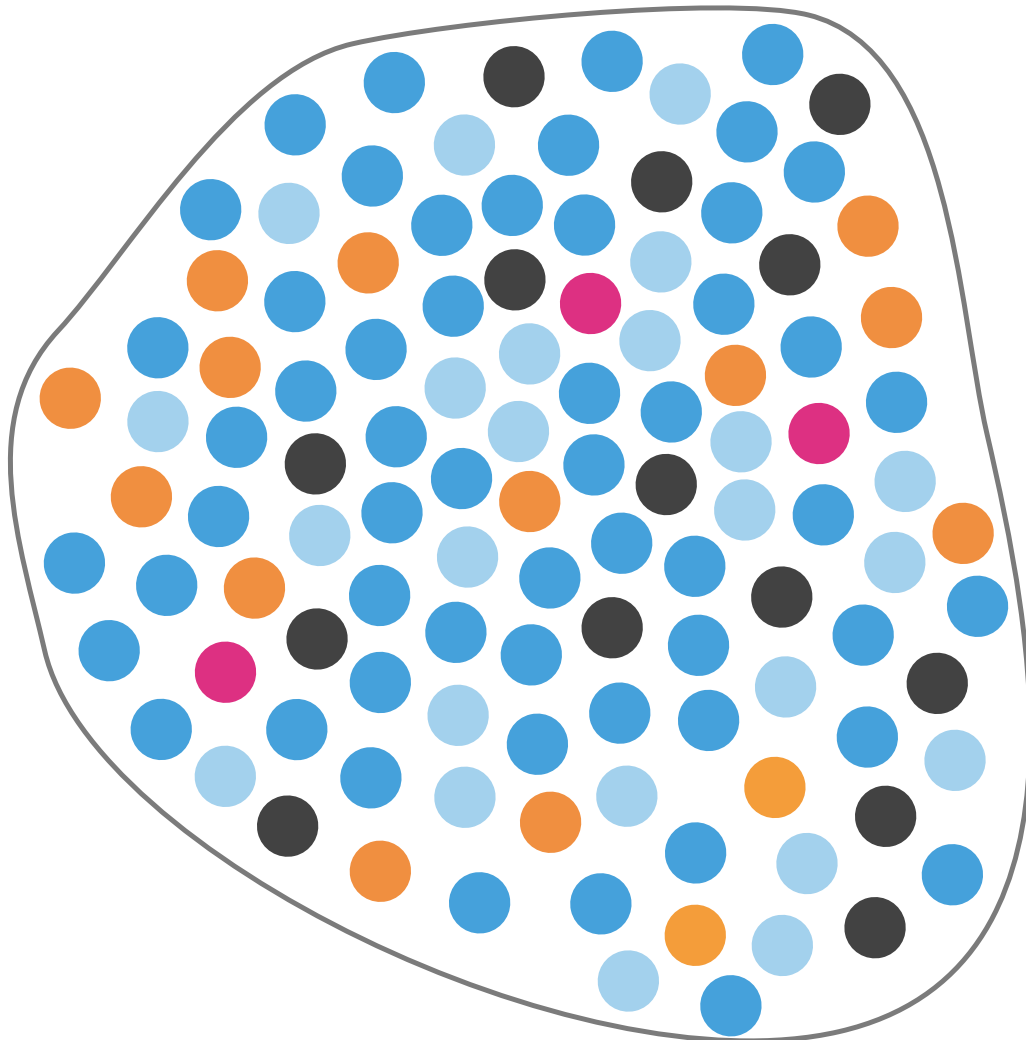




Nr. 88 · März 2014 · ISSN 1610-2371

Kultur und Management im Dialog
Das Monatsmagazin von Kulturmanagement Network

INKLUSION





Liebe Leserinnen und Leser,

wir nähern uns in dieser Ausgabe einem Thema, das seit 2009 mit den UN-Behindertenrechtskonventionen einen verpflichtenden Rahmen für die Vertragsstaaten erhalten hat. Barrierefreiheit und Inklusion sind dabei die Grundpfeiler, um einen Weg für die Menschenrechte von Menschen mit Behinderungen zu finden. Was nun die Umsetzung betrifft, sind die Startblöcke aufgestellt und einige Teilnehmer sitzen sogar schon in der Startposition.

Wir sind ehrlich, dass wir großen Respekt vor diesem Thema hatten. Es war uns klar, dass wir uns in ein Gebiet vorwagen, das nicht erst vier Jahre alt ist, sondern schon seit Jahrzehnten den Diskurs beherrscht und eine rege Praxis hervorgebracht hat. Daher waren wir sehr dankbar, dass unsere Medienpartnerschaft mit der Fachtagung „Barriere? frei“ der LAG Soziokultur Sachsen, anlässlich des gleichnamigen Konzeptpreises, uns eine wertvolle Orientierung und zahlreichen Input gab. Unser Dank geht hierbei persönlich an die Projektkoordinatorin, Johanna von der Waydrink, von der wir erste Einblicke, zahlreiche Kontakte und in der Tat unzählige Ideen erhielten, denen wir gar nicht in Gänze nachgehen konnten.

Wie die zahlreichen Diskussionen, gerade sehr intensiv im schulischen Bereich, zeigen, ist das Thema Inklusion mit einer hohen Ambivalenz beladen. Es pendelt zwischen sehr starken Polen: Auf der einen Seite möchte man dem Ansatz „alle Menschen zu erreichen und einzubeziehen“ folgen, aber auf der anderen Seite stehen die essenziellen Fragen und die teilweise massiven Auseinandersetzungen rund um das WIE, um die Rahmenbedingungen und die Finanzierung. Dazwischen finden Sie eine beinahe unüberschaubare Zahl an Ansätzen, Gedanken, Umsetzungen, Erfolgen und anstehende Notwendigkeiten. Die Recherche, unsere Gespräche mit den Experten und mit den „Zielgruppen“ hat gezeigt, dass in Kunst und Kultur schon viel passiert, sehr viel Engagement von Einzelnen und Gruppen eingebracht wird. Spürbar wird aber auch, dass das Thema erst in seinen Anfängen begriffen ist und noch viel geschehen muss.

Wir waren über die Offenheit und spontane Bereitschaft aller Autoren und Interviewpartner unser Magazin zu unterstützen begeistert, selten erhalten wird so viele Zusagen. Demgemäß antwortet der Umfang den vielen Aspekten. Die zahlreichen Beiträge werden aber zeigen, dass dem Thema viel mehr inne liegt als die politisch korrekte Einbindung von Menschen mit Behinderungen. Es geht um ein Zusammenkommen der Menschen, um die gegenseitigen Bereicherungen und um das Abbauen der Barrieren in den Köpfen.

Diese Ausgabe ist eine Bestandsaufnahme in Ansätzen, beginnen Sie diese zu vervollständigen!

Ihre Veronika Schuster und Ihr Dirk Schütz



KM KOLLOQUIUM

Musik erfolgreich managen

Masterstudium Musikmanagement an der
Donau-Universität Krems (Österreich)

Ein Beitrag von Eva Maria Stöckler

..... Seite 4

SCHWERPUNKT INKLUSION

THEMEN & HINTERGRÜNDE

„Es allen recht machen?“

Inklusive Kultur als Menschenrecht

Ein Beitrag von Anja Dworski

..... Seite 9

Alle sind gemeint!

Inklusion in Jugend- und Kultureinrichtungen
– kulturelle Teilhabe als Aufgabe professioneller
Haltung und sozialer Praxis

Ein Beitrag von Clemens Dannenbeck

..... Seite 13

VORGESTELLT

Barriere? frei!

Teilhabe für Menschen mit Behinderung im
Jugend- und Kulturbereich – Ein Projekt als
Impulsgeber

Ein Beitrag von Johanna von der Waydrink und
Andrea Gaede

..... Seite 18

IM GESPRÄCH

Inklusion in und durch Kultur

Interview mit Christina Marx

..... Seite 20

Zwischen Erfolgsstory und künstlerischem Überleben

Interview mit Jutta Schubert

..... Seite 23

Zum Mond konnten wir ja auch fliegen.

Interview mit Dr. Rüdiger Leidner

..... Seite 27

ERFAHRUNG

„Inklusion beginnt im Kopf“

Ein Beitrag von Anja Winkler

..... Seite 31

PRAXIS

Unterstützte Kommunikation

– eine Grundlage für inklusive Kultur und Gesell-
schaft.

Ein Beitrag von Christine Borucker

..... Seite 34

Was ist Leichte Sprache?

Ein Beitrag des Vereins Netzwerk Leichte Sprache

..... Seite 38

Architektur und Barrierefreiheit

Ein Beitrag von Hilke Groenewold

..... Seite 43

Inklusive Ausstellungen und Museen

Ein Beitrag von Hilke Groenewold

..... Seite 50

VORGESTELLT

Auf dem Weg zum barrierefreien Museum

– mit der Ausstellung „Wien Berlin. Kunst zweier
Metropolen“

Ein Beitrag von Diana Brinkmeyer

..... Seite 56

Aufklärung mit Audioguide

Das Schauspiel Leipzig entwickelt Angebote für
Menschen mit Sehbehinderung

Ein Beitrag von Leonie Krutzinna

..... Seite 62

IMPRESSUM

..... Seite 66



DR. EVA MARIA
STÖCKLER

Leiterin des Zentrums
für Zeitgenössische
Musik an der Donau-
Universität Krems und
wissenschaftliche Leiterin
des Masterstudiengangs
Musikmanagement, Mu-
sikwissenschaftlerin und
u.a. Mitglied des Editorial
Boards des International
Journal of Music Business
Research.

Musik erfolgreich managen

*Masterstudium Musikmanagement an der Donau-Universität Krems
(Österreich)*

Ein Beitrag von Eva Maria Stöckler, Krems

Paradigmenwechsel in Musikwirtschaft und Musikleben

Musik ist Kunst, Musik ist Ware, Musik ist Kommunikationsmittel, Medium für den Austausch persönlicher Erlebnisse, sozialer Beziehungen und kultureller Identität (vgl. Rösing 1998). Gemeinschaftliches Musizieren bedeutet Kommunikation, Kooperation und die Herstellung von sozialer Kohäsion. Musik hat in jeder menschlichen Gesellschaft eine wichtige Funktion, die sich – ebenso wie die Funktion der ausübenden MusikerInnen und aller, die in diesen Vermittlungsprozess eingebunden sind – im Laufe der Zeit stark verändert hat.

Zunächst hat die Verschriftlichung von Musik das Musikmachen vom Musikschaffen zeitlich und räumlich getrennt und zu umfangreich konzipierten Partituren und einem arbeitsteiligen Interpretations- und Aufführungsprozess geführt. Elektrifizierung und die Möglichkeit technischer Speicherung hat schließlich auch das Musikhören dem Musikmachen entkoppelt und gleichzeitig das Verhältnis von Original und Kopie neu definiert (vgl. Jauk 2009). Erst die Digitalisierung vermochte das Konzept „Original“ aufzulösen – was nicht nur zu fundamentalen Veränderungen in der Musikproduktion und Musikrezeption geführt, sondern über Jahrzehnte taugliche Geschäftsmodelle der Musikwirtschaft außer Kraft gesetzt hat. Mit der Aufhebung der Dichotomie von „Produzent“ und „Konsument“ im Konzept des „Prosumers“ (vgl. Smudits 2002) verschwand auch der Unterschied zwischen Kunst- und Unterhaltungsmusik, Amateur- und Profimusiker.

Technologische Innovationen seit Mitte der 1980er Jahre, der erleichterte Zugang zu Distributionsmöglichkeiten von Musik und eine beispiellose Globalisierung des Musikschaffens haben an allen Knotenpunkten des Wertschöpfungsnetzwerkes eine Verschiebung im gesamten Gefüge des Musikmarktes bewirkt. Die auf einem arbeitsteiligen Musikmarkt fußende Unterscheidung zwischen Musiker, Produzent, Techniker und Distributeur ist unbrauchbar geworden (vgl. Gensch/Stöckler/Tschmuck 2008).

Neue Herausforderungen – neue Berufsbilder

Digitalisierung von Musik und Globalisierung des Musikschaffens haben nicht nur die künstlerischen Produktionsbedingungen verändert, sondern, bedingt durch den erleichterten Zugang zu neuen Produktions- und Distributionsmitteln, auch die Strukturen des Musikmarktes. Ein Musiker, eine Musikerin



FAKTEN MUSIK- MANAGEMENT MA

Masterstudium, 120 ECTS

Berufsbegleitend (3 Mal
pro Semester eine Woche

Präsenzunterricht),

postgradual

4 Semester Präsenz-
unterricht und E-Learning,

1 Semester Masterthese

Studienbeginn:

6. Oktober 2014

Kosten:

€ 11.900,-, zahlbar in fünf
Semesterraten. Es besteht
die Möglichkeit einer steu-
erlichen Absetzbarkeit von
Weiterbildungskosten.

Informationen:

[www.donau-uni.ac.at/
musikmanagement](http://www.donau-uni.ac.at/musikmanagement)

... Musik erfolgreich managen

muss Aufgaben des Managements übernehmen, Kontakte zu Agenturen pflegen, Selbst- und Projektmanagement beherrschen und professionelle Medienarbeit leisten. Das Musikmanagement muss hingegen in der Lage sein, optimale künstlerische Rahmenbedingungen für die MusikerInnen zu schaffen, einen Ausgleich zwischen künstlerischen Notwendigkeiten und ökonomischen Vorgaben schaffen und darüber hinaus Kommunikator zu Stakeholdern, Investoren und öffentlicher Förderung sein. Die besondere Herausforderung besteht darin, Universalist und Spezialist gleichermaßen zu sein, und – anstatt in der traditionellen Unterscheidung zwischen Musikschaffenden, Musikproduzenten, Musikvermittlern und Musikmanagern zu verharren – künstlerische und wissenschaftliche Kompetenzen mit Managementwissen zu vereinen. Dies ist umso wichtiger, als zukünftige Strategien und Handlungsfelder immer schwerer identifizierbar und prognostizierbar sind.

Musik stellt sich in diesem Kontext als paradigmatisches Feld, als Vorreiter heraus (vgl. Jauk 2009), in dem sich zahlreiche Problemlagen, die nun die gesamte Kulturwirtschaft (Literatur und Verlagswesen, Kunst- und Kulturmanagement, Filmindustrie, usw.) erfassen, erstmals aufgetreten sind. Fragen des Urheberrechts in der digitalen Distribution, neue Geschäfts- und Erlösmodelle, Filesharing und illegaler Download, aber auch die zunehmende De-Institutionalisierung des Musiklebens (vgl. Lehmann 2012) und die Durchlässigkeit von Künstlerkarrieren, haben sich in der Musikbranche prototypisch abgebildet.

Das Zentrum für Zeitgenössische Musik der Donau-Universität beschäftigt sich seit seiner Gründung 2004 und der Einrichtung des postgradualen berufsbegleitenden Masterstudiengangs Musikmanagement mit den Herausforderungen im Bereich der Musikwirtschaft, des Musiklebens und der Musikvermittlung, die Digitalisierung und Globalisierung von Musik hervorgerufen haben. Im Zentrum stehen dabei die Verknüpfung von Ökonomie und Ästhetik und die Folgen der Digitalisierung für Musikproduktion, Musikdistribution und Musikrezeption.

Der Masterstudiengang Musikmanagement bereitet seit seiner Implementierung 2005 die Studierenden auf diese Herausforderungen vor. Zunächst standen vor allem Fragen des Filesharings, Internetpiraterie, DR (Digital Rights) Management sowie die dramatischen Konsequenzen der digitalen Distribution für die Musikindustrie im Vordergrund. Gleichzeitig war bereits eine Annäherung der Medien- und Kommunikationsstrategien von Klassik und Pop bemerkbar, sodass eine klare Trennung der Genres nicht mehr möglich war: Klassikhörer hören auch Popmusik, Rockfans finden auch den Weg ins Konzerthaus, Publika differenzieren sich zunehmend aus, werden schwerer zuordenbar. Die sich in den folgenden Jahren entwickelnden Geschäftsmodelle wie etwa 360-Grad-Modelle, Social Media-Kommunikationsstrategien und Musikstreaming erfordern von den Verantwortlichen die Fähigkeit, unterschiedliche Modelle – ökonomische, ästhetische, rechtliche usw. – im Hinblick auf ein zu lösendes Problem zu kombinieren. Dem hat sich auch die Unterrichtsmethodik in den letzten Jahren angepasst. Ausgangspunkt sind weniger Inhalte für sich,



Weitere Studienan- gebote des Zentrums für Zeitgenössische

Musik:

- *Music for Film and Media, Masterstudium*
- *Musik und Recht, Seminar*
- *Musik und Medien, Seminar*
- *Vermittlung zeitgenössischer Musik, Certified Program*
- *Jazz in Contemporary Music, Certified Program*

... Musik erfolgreich managen

sondern im Zentrum der Lehrveranstaltungen steht eine spezifische Problemlage, eine Thematik, die aus unterschiedlichen Disziplinen betrachtet wird. So wird der gesamte Bereich „Live-Business“ unter betriebswirtschaftlichen (Business Plan, strategische Umsetzung), rechtlichen (Veranstaltungsrecht), ästhetischen (Bühnenaufbau, Programmgestaltung) sowie kommunikationswissenschaftlichen Aspekten (integrierte Medien- und PR Konzepte) betrachtet. Die zunehmende Verschränkung vormals getrennter Geschäftsbereiche wird nun bereits in den didaktischen Modellen berücksichtigt und die Studierenden lernen von Beginn an, mit diesen Herausforderungen – auch methodisch – umzugehen.

Berufsbegleitendes Studium mit individueller Betreuung

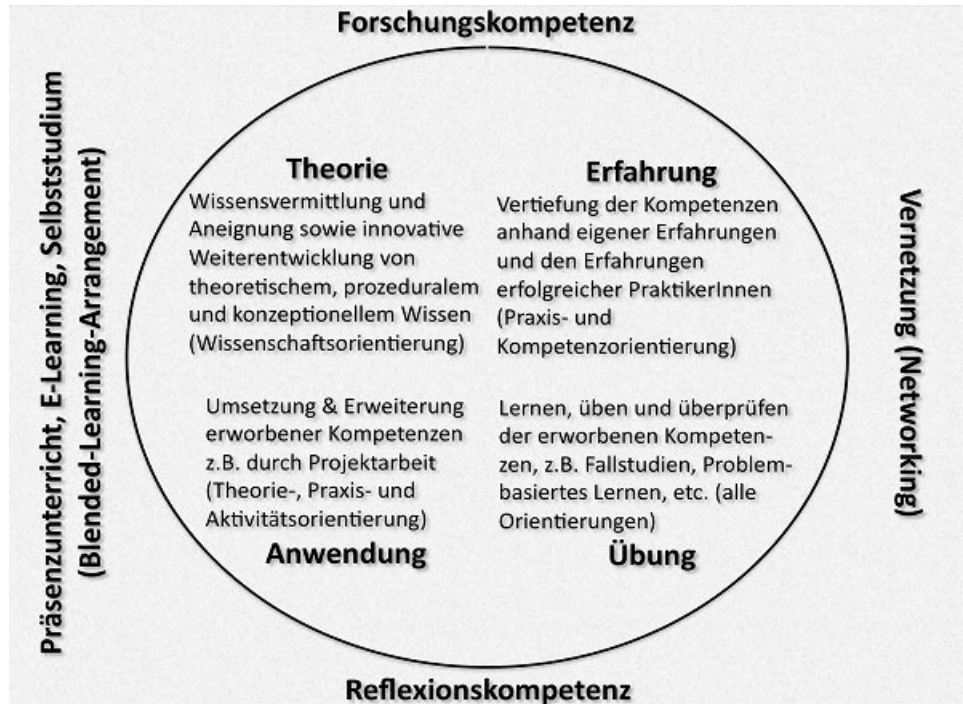
Am Zentrum für Zeitgenössische Musik studieren Musikerinnen und Musiker, MitarbeiterInnen in der Musikwirtschaft, im öffentlichen und/oder privatwirtschaftlichen Musikleben, MusikpädagogInnen und Menschen, die durch das Studium einen Wechsel in die Musikbranche beabsichtigen. Sie alle eint, dass sie bereits eine akademische Erstausbildung absolviert haben und/oder reichhaltige Erfahrungen in ihrem Berufsleben gesammelt haben. Sie sind Profis, die ihre Expertisen und Kompetenzen – aufbauend auf ihren bisherigen Kenntnissen und Erfahrungen – erweitern bzw. aktualisieren wollen. Das erfordert besondere Rahmenbedingungen und Leitlinien des Studierens, zu denen sich die Weiterbildungsuniversität Krems bekennt.

Entscheidend ist eine enge Verschränkung von **wissenschaftlichen Grundlagen** und **Praxiswissen**, die durch die Einbindung von WissenschaftlerInnen sowie Expertinnen und Experten, Entscheidungsträgern und Verantwortlichen aus der Musikwirtschaft erreicht wird. So kann Praxiswissen jederzeit auf seine Relevanz wissenschaftlich hinterfragt und wissenschaftliche Modelle für spezifische Problemstellungen aus der Musikwirtschaft entwickelt werden. Für handlungsrelevantes Wissen sind auch eigenständige Aktivitäten unabdingbar. Nur durch selbstständige **Aktivitäten** wird „träges Wissen“ in die eigene Erfahrungswelt transferiert und kann sich als Fertigkeit in realen Situationen praktisch umsetzen. Das führt zu einer **Kompetenzorientierung**, die Fach-, Methoden-, Sozial- und Selbstkompetenzen integriert, um komplexen Herausforderungen begegnen zu können. Zwei Aspekte stehen dabei immer im Vordergrund: die Orientierung an **Lernergebnissen** – der Fokus liegt nicht im Eigenzweck der Unterrichtsmethoden, sondern diese haben sich immer an Lernzielen zu orientieren – und die Berücksichtigung unterschiedlicher Ausgangslagen der Studierenden, die eine **Individualisierung** der Lernarrangements und eine weitgehende Einbindung von E-Learning und Blended-Learning Methoden erfordert, um den Bedürfnissen und Zeitanforderungen berufstätiger Studierender entgegenzukommen.

Diese Leitlinien werden durch Theorie, Anwendung, Erfahrung und Übung im Studium umgesetzt.



... Musik erfolgreich managen



(Quelle: Donau-Universität Krems)

Die Donau-Universität Krems ist dabei als einmaliges Modell einer öffentlichen Universität mit privatwirtschaftlicher Organisation und Finanzierung führender Anbieter universitärer Weiterbildung und mit den besonderen Anforderungen postgradualer Studien und berufsbegleitender Lehre seit Jahren vertraut. Derzeit studieren etwa 8.000 Studierende aus 91 Ländern an der Donau-Universität Krems.

Geschichte und Zukunft des Musikmanagements

Als zentrale Forschungsbereiche haben sich in den letzten Jahren Geschichte und Zukunft des Musikmanagements herauskristallisiert. Im Jahr 2008 erschien der von Gerhard Gensch, Eva Maria Stöckler und Peter Tschmuck herausgegebene Band „Musikrezeption, Musikdistribution und Musikproduktion. Der Wandel des Wertschöpfungsnetzwerks in der Musikwirtschaft“, der sich erstmals mit den vielfältigen Facetten des tiefgreifenden Wandels in der Musikbranche aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen nähert. Fragen der Digitalisierung, die Analyse neuer Geschäftsmodelle aber auch die Untersuchung von alternativen Finanzierungsformen im Musikmanagement sind auch Themen von Masterarbeiten.

Dem europäischen Trend entsprechend ist die staatliche Kulturförderung in Österreich seit Jahren rückläufig. Die wachsende Zahl von KünstlerInnen muss sich daher nach alternativen Finanzierungsmöglichkeiten umsehen. Crowdfunding scheint dabei im Spannungsfeld von öffentlicher Förderung, Kunstschaffenden und Publikum eine vielversprechende Alternative zu sein, die öffentliche Förderung zwar nie ersetzen, aber sinnvoll ergänzen kann.

Upcoming:

Musikjournalismus zwischen Soundcloud und Twitter

Music Business Lounge
am 12.3.2014, 19.00 Uhr in
Wien

u.a. mit Hanspeter Kuenzler – Musikjournalist (London/Zürich) und Peter Cadera – Peter Cadera Music Consulting (Hamburg)

26. bis 27. Juni 2014

International Music Industries

Open Lecture mit Rey Sanchez, Frost School of Music Miami



LITERATUR

Gerhard Gensch, Eva Maria Stöckler, Peter Tschmuck (Hrsg.) (2008): *Musikrezeption, Musikdistribution und Musikproduktion. Der Wandel des Wertschöpfungsnetzwerks in der Musikwirtschaft*. Gabler Edition Wissenschaft, Wiesbaden. // Werner Jauk (2009): *pop/music + media/en/kunst. Der musikalisierte Alltag der digital culture*. Electronic Publishing Osnabrück. // Harry Lehmann (2012): *Die digitale Revolution der Musik. Eine Musikphilosophie*. Schott Mainz. // Helmut Rösing (1998): *Musikalische Lebenswelten*. In: Herbert Bruhn, und Helmut Rösing (Hrsg.): *Musikwissenschaft. Ein Grundkurs*. S. 130–152. Rowohlt Reinbek. // Smudits, Alfred (2002): *Mediamorphosen des Kulturschaffens. Kunst und Kommunikationstechnologien im Wandel*. Braumüller Wien.

... Musik erfolgreich managen

Der Manager des preisgekrönten Jazz Trios „Tuesday Microgrooves“, Wolfgang Radl, hat in seiner Masterthese „Gremium 2.0“ Prozessveränderungen staatlicher Kunst- und Kulturförderung genauer betrachtet und sich die Frage gestellt, wie reward-based Crowdfunding und öffentliche Förderung zu einer den KünstlerInnen nutzbringenden Zusammenarbeit finden können. Reglementierte, verbeamtete Förderung und Schwarmprozesse – kann das gut gehen? Wolfgang Radl sieht dafür große Chancen für beide Seiten, pocht jedoch auf die Autonomie der KünstlerInnen: „Es stellt sich daher nicht die Frage, inwieweit Crowdfunding und öffentliche Kulturförderung kompatibel sind und ob ein verschränktes System etabliert werden kann, sondern ob die Entscheidung, woher Geldmittel lukriert werden sollen, nicht individuell von jedem Kunstschaffenden selbst zu treffen ist.“

Die studierte Kultur- und Musikmanagerin Anika Jankowski hat in ihrer Masterthese die Branchenstruktur der sächsischen Musikclub-Landschaft analysiert und ausgehend von der Beobachtung, dass der zunehmende Kostendruck auf die Veranstalter und der Ausfall kommunaler Unterstützung zu einer Bedrohung der lebendigen sächsischen Musikclub-Landschaft geführt hat, Erfolgskriterien für die Clubs erarbeitet, die sie nun selbst als Projektleiterin der Scheune Akademie Dresden umsetzen kann.

Neben aktuellen Themen ist die Aufarbeitung der Geschichte des Musikmanagements rund um die Musiker- und Musikunternehmerdynastie Johann Strauss ein wichtiger Forschungsbereich. Die Musiker der Strauss-Dynastie Mitte des 19. Jahrhunderts haben Methoden der Komposition und des Arrangierens, vor allem aber der Verwertung, Verbreitung und Vermarktung von Tanz- und Konzertmusik entwickelt, die zur Grundlage des modernen „Musikbusiness“ geworden sind. Darüber hinaus waren sie die ersten Musikunternehmer, die eine im Aufbruch befindliche Medienkultur für Werbung und Marketing zu nutzen wussten.

Das Zentrum für Zeitgenössische Musik der Donau-Universität Krems beherbergt seit 2008 den Nachlass des Kulturhistorikers Franz Mailer, eine umfangreiche Dokumenten- und Notensammlung von Johann Strauss Vater sowie seinen Söhnen Johann, Joseph und Eduard, die seither aufgearbeitet und der Öffentlichkeit, vor allem auch Orchestern, zur Verfügung gestellt wird. ¶



„Es allen recht machen?“

Inklusive Kultur als Menschenrecht

Mit dem Begriff Inklusion hat ein Wort in den allgemeinen Sprachgebrauch Einzug gehalten, das bis vor wenigen Jahren lediglich Fachleuten bekannt war. Meist, wenn wir in Zeitungen oder im Internet über das Wort „Inklusion“ stolpern, geht es um Schule. Um die große, häufig ideologisch geführte Streitfrage, ob Kinder mit und ohne Behinderung zusammen lernen dürfen. Das Thema Inklusion ist jedoch ein mehrdimensionales.

Ein Beitrag von Anja Dworski, Chemnitz

Inklusion (lateinisch: inclusio = Einschluss) meint unbedingte Zugehörigkeit und ein offensives Umgehen mit Vielfalt. Denn Menschen unterscheiden sich voneinander – ob in Herkunft, Aussehen, körperlicher Verfassung, Geschlecht, sexueller Orientierung oder im Alter. Das ist die Realität, nicht ein junges, genormtes, gesund-fittes Ideal, das uns Medien, Werbung und nicht zuletzt wir selbst uns vorgaukeln.

Inklusion will eine Gesellschaft, in der diese verschiedenen Menschen als gleichberechtigt miteinander leben können. Voraussetzung ist, die unterschiedlichen Menschen mit ihren Bedürfnissen gar nicht erst auszugrenzen, sondern von Beginn an „mitzubedenken“. Menschen werden nicht mehr normativ betrachtet, sondern in ihrer Unterschiedlichkeit akzeptiert. Bereits vorhandene Hindernisse werden abgebaut, bestehende Angebote zugänglich gemacht.

Inklusion bedeutet Nicht-Ausgrenzung. Wer von vornherein nicht ausgegrenzt wird, der muss nicht erst integriert werden. Inklusion ist ein sich entwickelnder, niemals endender Prozess. Sie bezieht sich nicht nur auf Menschen mit Behinderung, auch wenn sich dieser Text schwerpunktmäßig damit befasst.

Es geht darum, bestehende Strukturen und Angebote für alle zu öffnen, die bislang ausgeschlossen waren. Das können Menschen mit Behinderung, Kinder und Jugendliche, sozial Benachteiligte, Ältere, Migranten – im Prinzip alle – sein. Inklusion muss gut durchdacht sein. Die Bedürfnisse aller müssen berücksichtigt werden. Inklusion ist eben keine „Gleichmacherei“, sondern versteht Vielfalt als Bereicherung.

Eine Konvention setzt Maßstäbe

Der Grund, warum sich immer mehr Menschen mit Inklusion und Menschen mit Behinderung auseinandersetzen müssen, ist die seit 2009 auch in Deutschland geltende UN-Behindertenrechtskonvention. Es geht um nicht weniger als um Menschenrechte. Die Konvention beschreibt in 50 Artikeln die allgemeinen Menschenrechte für Menschen mit Behinderung. Barrierefreiheit und Inklusion sind zwei Grundforderungen, die sich wie ein roter Faden durch die Konventionsartikel ziehen. Die aus der Konvention entstehenden Verpflich-

ANJA DWORSKI

ist Germanistin und Theaterwissenschaftlerin. Nach Tätigkeiten im PR-Bereich arbeitet sie seit 2006 in der Behindertenhilfe, seit 5 Jahren beim Lebenshilfe Landesverband Sachsen in Chemnitz. Seit 2009 führt die Lebenshilfe das Projekt „Inklusion in Sachsen“ durch, das durch den Freistaat Sachsen gefördert wird. Hier geht es um Inklusion in Theorie und Praxis, Informationen, Veranstaltungen und Vorträge. Nähere Informationen erhalten Sie unter www.inklusion-in-sachsen.de oder unter 0371-90 99 1-0.



... „Es allen recht machen?“

tungen der Vertragsstaaten sind umfangreich und betreffen auch das Thema Kultur.

So trägt der Artikel 30 den Titel „Teilhabe am kulturellen Leben sowie an Erholung, Freizeit und Sport“. Hier heißt es „Die Vertragsstaaten anerkennen das Recht von Menschen mit Behinderungen, gleichberechtigt mit anderen am kulturellen Leben teilzunehmen, und treffen alle geeigneten Maßnahmen, um sicherzustellen, dass Menschen mit Behinderungen

- a) Zugang zu kulturellem Material in zugänglichen Formaten haben;
- b) Zugang zu Fernsehprogrammen, Filmen, Theatervorstellungen und anderen kulturellen Aktivitäten in zugänglichen Formaten haben;
- c) Zugang zu Orten kultureller Darbietungen oder Dienstleistungen, wie Theatern, Museen, Kinos, Bibliotheken und Tourismusdiensten, sowie, so weit wie möglich, zu Denkmälern und Stätten von nationaler kultureller Bedeutung haben.

[...] Die Vertragsstaaten treffen geeignete Maßnahmen, um Menschen mit Behinderungen die Möglichkeit zu geben, ihr kreatives, künstlerisches und intellektuelles Potenzial zu entfalten und zu nutzen, nicht nur für sich selbst, sondern auch zur Bereicherung der Gesellschaft“ (Auszug).¹

Wie steht es nun aber mit der Umsetzungsverpflichtung? Theoretisch gut, hat doch die UN-Konvention Völkerrechtsstatus und steht so über den nationalen Gesetzen. Praktisch ist es jedoch so, dass eine Nicht-Umsetzung wenig Konsequenzen hat. Alle Vertragsstaaten müssen regelmäßig über die Umsetzung der Konvention berichten. Im September dieses Jahres wird der UNMenschenrechtsausschuss in Genf erstmals den deutschen Staatenbericht prüfen.

Dennoch wirkt die UN-Behindertenrechtskonvention, da sie maßstabsbildend und eine starke Argumentationshilfe ist. Sie vermittelt einen modernen Behinderungsbegriff. Behinderung ist nicht mehr ein persönliches Defizit, sondern entsteht aus einer Wechselwirkung von Einschränkungen und Barrieren in der Umwelt. Denn wie groß die Einschränkung ist, hängt sehr stark davon ab, wie stark Menschen durch Barrieren behindert **werden**.

Unter ganz bestimmten Bedingungen ermöglicht die UN-Konvention auch individuelle Beschwerden und sogar Klagen. In der Praxis ist die Konvention wie eine Art Leitbild, an dem wir uns orientieren müssen. Sie zeigt auf, wo der Weg hingehen wird. Und sie hat zum Teil ganz praktische Auswirkungen. So schreibt zum Beispiel eine Verordnung von 2011 vor, dass Internetseiten der Bundesverwaltung Erklärungen in Leichter Sprache und in Deutscher Gebärdensprache haben müssen.²

¹ Gesetz zu dem Übereinkommen der Vereinten Nationen vom 13. Dezember 2006 über die Rechte von Menschen mit Behinderungen <http://www.un.org/Depts/german/uebereinkommen/ar61106-dbgbl.pdf> S. 1442 - 1443

² Nähere Infos zu Leichter Sprache lesen Sie auf Seite 38. Die Verordnung ist die Barrierefreie Informationstechnik-Verordnung, kurz BITV 2.0 http://www.gesetze-im-internet.de/bitv_2_0/BJNR184300011.html



... „Es allen recht machen?“

Fremdverpflichtung vs. Selbstverpflichtung

Kann man Inklusion und Barrierefreiheit durch Gesetze verordnen? Ja, man kann. Doch ein Gesetz hat offenbar nur dann Wirkung, wenn man ein Handeln dagegen mit Sanktionen bestraft. Das ist bisher nur zum Teil der Fall. So müssen Arbeitgeber, die keine oder zu wenige Menschen mit Behinderung beschäftigen, eine Ausgleichsabgabe zahlen.

Sind Kulturinstitutionen, die mit öffentlichen Geldern gefördert werden, verpflichtet, für Menschen mit Behinderung offen zu sein und Angebote vorzuhalten? Das ist eine schwierige Frage, die an anderer Stelle diskutiert werden soll. Effektiver wäre es, wenn Kultureinrichtungen ihren zum Teil elitären, ausgrenzenden Anspruch freiwillig hinterfragen und aufbrechen würden. Wenn sie Menschen, ob mit oder ohne Behinderung, die sich für Kultur interessieren nicht „fahrlässig“ ausschließen würden. Warum ist es möglich Ausstellungstexte und Audioguides für touristische Besucher in vielen Sprachen zu erstellen, aber keine verständlichen Wand- und Internettex-te, Programmhefte, Beschriftungen in Brailleschrift oder auch für blinde Menschen bedienbare Audioguides anzubieten?

Eine zu vernachlässigende Zielgruppe?

Vielen ist wahrscheinlich nicht bewusst, wie groß die Gruppe der Menschen mit Behinderung ist. Bundesweit sind es über 9,6 Millionen Menschen mit einer amtlich anerkannten Behinderung. Das sind mehr als 10 Prozent der Bevölkerung. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) geht von einer Milliarde behinderter Menschen weltweit aus – 15 Prozent der Weltbevölkerung.³ Ist das eine zu vernachlässigende Zielgruppe?

Spricht man über „Behinderte“, stößt man immer wieder auf völlig falsche Annahmen. Sie seien eine statistische Randgruppe. Es seien sehr wenige, Behinderung sei meist angeboren. Schwer zu fassen ist, warum dieser eingeschränkte Behinderungsbegriff in unserer überinformierten Gesellschaft weiter existiert. An den knieoperierten Kollegen, die bettlägerige Großmutter, den herzkranken Freund oder die Freundin mit sehr schwerer Diabetes scheinen die Menschen nicht zu denken, wenn es um „Behinderung“ geht. Oder gar an das eigene Altern.

Fakt ist: Es gibt immer mehr Menschen mit Behinderung. Das liegt am demografischen Wandel und der Zunahme seelischer Erkrankungen. Drei Viertel der Menschen mit Behinderung sind älter. Mehr als 80 Prozent der Behinderungen sind krankheitsbedingt. Nur etwa 5 Prozent bestehen von Geburt an.⁴

Da die Wahrscheinlichkeit, im Laufe eines gesunden Lebens selbst eine Behinderung zu bekommen, recht groß ist, lohnt es sich, für eine barrierefreie

³ Schwerbehindertenstatistik 2011: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Gesundheit/Behinderte/BehinderteMenschen.html> und Aktionsplan der Bundesregierung zur UN-Behindertenrechtskonvention <https://www.bmas.de/DE/Service/Publikationen/a740-aktionsplan-bundesregierung.html>

⁴ s.o.



... „Es allen recht machen?“

Gesellschaft einzutreten. Dazu muss man nicht für jede Behinderungsform extra Angebote erstellen, auch wenn das wünschenswert wäre. Vielmehr geht es darum, Barrieren festzustellen und nach und nach abzubauen. Ständig werden Ausstellungen konzipiert, Audioguides entwickelt, Theater umgebaut, Internetseiten überarbeitet, Kataloge herausgegeben. Würden bei diesen Änderungen die Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung mitbedacht, statt ignoriert, wären wir in puncto Barrierefreiheit schon ein gutes Stück weiter.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Kommunikation. Viele Einrichtungen, nicht nur aus dem Kulturbereich, haben ihre Angebote in den letzten Jahren erweitert, verpassen es aber, dies offensiv zu kommunizieren. Die entsprechenden Zielgruppen erfahren dann nicht davon, mit der Folge, dass wenige kommen. Hier kann die Zusammenarbeit mit Behindertenverbänden und -vereinen helfen. Menschen mit Behinderung können als Experten in eigener Sache wichtiges Fachwissen beitragen und sind zugleich Multiplikatoren, Werber und Nutzer der barrierefreien Angebote.

Inklusion ist ein Prozess, der auch im Kleinen beginnen darf. Es geht auch darum, Besucher willkommen zu heißen und individuelle Lösungen zu suchen. Nicht jedes Haus kann von Grund auf barrierefrei sein. Aber in jedem Haus könnte es leicht verfügbare, verständliche Informationen zur Barrierefreiheit geben. In jedem Haus könnte es einen Mitarbeiter geben, der bei Bedarf assistiert. Der eine Jacke zur Garderobe bringt, der den Weg zum Rollstuhleingang weist, einen Audioguide erklären oder Gemälde beschreiben kann. Dazu muss man sich mit dem Thema Behinderung beschäftigen, sich weiterbilden und seine Mitarbeiter sensibilisieren. Denn Inklusion meint eben auch: kommunikativ, durchdacht, mehrsprachig, altersgerecht – eben menschenfreundlich. ¶



PROF. DR. CLEMENS
DANNENBECK

Diplom-Soziologe, seit 2002
Professor für Soziologie und
Sozialwissenschaftliche
Methoden und Arbeits-
weisen in der Sozialen
Arbeit an der Hochschule
(FH) Landshut, University
for Applied Sciences.
Beauftragter für die Belan-
ge von Studierenden mit
Behinderungen und chroni-
scher Krankheit, Prüfungs-
kommissionsvorsitzender.
Beauftragter für Diversität.
1988–2001 wissenschaft-
licher Mitarbeiter am
Deutschen Jugendinstitut
in München (DJI). Mitglied
des Herausgeberkreises
von *Gemeinsam Leben*.
Zeitschrift für Inklusion;
Inklusion Online (www.inklusion-online.net); Mit-
wirkung im Redaktions-
beirat der Fachzeitschrift
Teilhabe der Bundesverei-
nigung Lebenshilfe e.V.

Alle sind gemeint!

Inklusion in Jugend- und Kultureinrichtungen – kulturelle Teilhabe als Aufgabe professioneller Haltung und sozialer Praxis

Ein Beitrag von Clemens Dannenbeck, Landshut

Art. 30, Abs. 1 der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung (UN-BRK) proklamiert das Recht, gleichberechtigt und selbstbestimmt am kulturellen Leben teilzuhaben. Seit der Ratifizierung der UN-BRK durch Bund und Länder am 26. März 2009 ist die Konvention in Deutschland geltendes Recht¹.

Art. 30, Abs. 2 der UN-BRK beschreibt die staatliche Pflicht, geeignete Maßnahmen zu treffen, um es allen Menschen zu ermöglichen, ihr kreatives, künstlerisches und intellektuelles Potenzial zu entfalten und zu nutzen und in Art. 30 Abs. 5 wird die gleichberechtigte Teilnahme an Erholungs-, Freizeit- und Sportaktivitäten thematisiert. Nach Art. 30 Abs. 4 besteht ein Anspruch auf Anerkennung und Unterstützung spezifischer kultureller und sprachlicher Einheit, einschließlich von Gebärdensprache und Gehörlosenkultur.

Dies sind lediglich einige der Anknüpfungspunkte, die sich aus der Umsetzungsverpflichtung der UN-BRK im Blick auf Jugend- und Kultureinrichtungen ergeben. Zunächst ist festzuhalten, dass es sich bei der in der UN-BRK grundgelegten Perspektive nicht um eine bloße moralisch zu begrüßende Option handelt, sondern vielmehr eine staatliche und zivilgesellschaftliche Selbstverpflichtung im Sinne der Einhaltung der Menschenrechte gegeben ist. Die UN-BRK proklamiert auch keine zielgruppenspezifischen Sonderrechte, sondern verdeutlicht und bekräftigt die Allgemeinen Menschenrechte, deren Realisierung in einer Lebenslage, die eine Behinderung darstellt, (weltweit) in besonderer Weise erschwert ist.

In diesem Zusammenhang ist bedeutsam, dass die UN-BRK ein spezifisches – in dieser Form in der Deutschen Sozialrechtsgesetzgebung² bislang unbekanntes – Verständnis von Behinderung vertritt. Hinzu kommt, dass die Abfassung der UN-BRK maßgeblich durch Menschen erfolgte, die sich in unterschiedlichster Weise in einer durch Behinderungen geprägten Lebenssituation befanden. Demnach verzichtet die UN-BRK auf eine positive Definition des Behindertenbegriffs und vertritt stattdessen ein Verständnis von Behinderung, das die kulturellen Konstruktionsprozesse von Behinderung, die regional, national und historisch variieren und sich fortlaufend dynamisch verändern, zur Grundlage macht³. Damit ist auch eine perspektivische zielgruppenspezifische

1 Vgl. hierzu die Homepage des Berliner Instituts für Menschenrechte (Sitz der Monitoringstelle für Deutschland) – www.institut-fuer-menschenrechte.de. Dort finden sich die relevanten Texte der UN-BRK und eine Reihe kommentierender und ergänzender Dokumente.

2 Vgl. hierzu die sozialrechtliche Definition gemäß SGB IX, §2, Abs. 1.

3 In der Präambel e) wird deutlich gemacht, dass sich das Verständnis von Behinderung gesellschaftlich weiterentwickelt.



... Alle sind gemeint!

Verengung, die voraussetzt, unterschiedliche Behinderungsformen diagnostisch voneinander zu unterscheiden (woraus in Deutschland charakteristischerweise ein unumgekehrbares Ressourcen-Etikettierungs-Dilemma resultiert), konsequent infragegestellt. Die UN-BRK betrifft also alle Menschen, insofern sie durch kulturell-historische Prozesse kategorial als Menschen mit Behinderung gesellschaftlich assoziiert und identifiziert werden. Ein solches Verständnis von Behinderung geht sowohl über ein individuell-medizinisches Modell (Behinderung als individuelles, nach Maßgabe medizinisch-technischer, therapeutischer und finanzierbarer Möglichkeiten zu korrigierendes Defizit) als auch über ein soziales Modell von Behinderung (Behinderung als Ergebnis von primär gesellschaftlich bedingter struktureller Benachteiligung, institutioneller Diskriminierung oder stigmatisierender Diskreditierung bis faktischer Ausgrenzung) hinaus.

Inklusion – ein inflationär gebrauchter Begriff

Gegenwärtig ist zu beobachten, dass fünf Jahre politische und zivilgesellschaftliche Umsetzungsbemühungen nicht nur operativ zu analysierbaren Veränderungen (vgl. bspw. schulgesetzliche Reformen in den Bundesländern) und proklamatorischen Reaktionen (von bundesweiten und länderspezifischen bis kommunalen Aktionsplänen oder Leitlinien diverser sozialer Träger, u. a. auch der Offenen Kinder- und Jugendarbeit) geführt haben, sondern auch zu einem inflationären Gebrauch des Inklusionsbegriffs, der zu seiner inhaltlichen Aushöhlung beiträgt. Die mediale und politische Inklusionsdebatte im Zusammenhang mit der Realisierung der UN-BRK weist ein hohes Maß an Beliebbarkeit, theoretischer Substanzlosigkeit oder – um mit Dieter Katzenbach (2014)⁴ zu sprechen –, zur *Verwahrlosung des Inklusionsbegriffs* aus wissenschaftlicher Sicht auf.

Charakteristisch hierfür sind etwa folgende, häufig unkommentiert anzutreffende Behauptungen:

- Was bisher Inklusion war, hieße nun (politisch korrekt) Inklusion.
- Inklusion sei die Fortsetzung/Steigerung von Integration.
- Inklusion sei ein (idealistischer) Traum von Sozialromantikern.
- Inklusion würde Menschen, die nicht inkludiert werden möchten, aufgezwungen.
- Inklusion sei eine normativ aufgeladene Ideologie.

Demgegenüber wäre klarzustellen, dass sich Inklusion nicht in einem linear zu denkenden Integrationsfortschritt von Menschen mit (diagnostizierten und aufgrund dessen als integrierbar akzeptierten) Behinderungen erschöpft. Insofern lässt sich Inklusion z. B. nicht an der statistischen Zunahme von schulischen Good- oder Best-Practice-Modellen messen. Vielmehr ist von gesellschaftlichen Fortschritten in Richtung Inklusion nur und erst dann zu sprechen, wenn eine Behinderung über den Lebenslauf des Einzelnen hinweg mit

⁴ Jüngst geschehen im Einleitungsreferat anlässlich der 28. Inklusionsforscher_innentagung in Wiesbaden Neurod vom 19. bis 22. Februar 2014.



... Alle sind gemeint!

einem verringerten Risiko verbunden ist, an der Inanspruchnahme des Menschenrechts auf uneingeschränkte selbstbestimmte Teilhabe gehindert zu werden. Insofern ist das Verhältnis von Inklusion und Exklusion als Kennzeichen von Funktionssystemen differenzierter Gesellschaften oder auch als Analysemaßstab für institutionelle Organisationsentwicklung und Qualitätssicherung zu betrachten. Dass dies nicht nur das (gar auf den Bereich der (Grund)Schule begrenzte) Bildungssystem betrifft, sondern für *alle* lebensweltlich relevanten Funktionssysteme bedeutsam ist, versteht sich von selbst. Wer die Umsetzung der UN-BRK auf die Abschaffung von Förderschulen reduziert sehen möchte, wird ihr also ebenso wenig gerecht, wie derjenige, der Inklusion als Vielfalt eines schulischen Angebots versteht, das Menschen aufgrund der dem Bildungssystem immanenten Segregationslogik systematisch an individuellen Entwicklungsperspektiven, Lebenschancen und Entfaltungsmöglichkeiten hindert.

Inklusive Organisationsentwicklung und Qualitätssicherung

Für die Ebene der Jugend- und Kultureinrichtungen ist zunächst einmal wichtig, die UN-BRK überhaupt als relevant und folgenreich für die institutionellen Strukturbedingungen, organisatorischen Verhältnisse und professionellen Praktiken zu erkennen. Untersuchungen zeigen, dass die UN-BRK zwar namentlich inzwischen größtenteils bekannt, inhaltlich aber kaum erschlossen ist⁵ – ein problematischer Umstand, der bei Führungskräften nicht weniger ausgeprägt zu sein scheint als etwa bei ehrenamtlich tätigen AkteurInnen. Die UN-BRK als Herausforderung für die eigene Organisationsentwicklung und Qualitätssicherung zu begreifen, könnte zur Reflexion über folgende vier Fragen⁶ führen:

- Verfügbarkeit – gibt es finanzierbare bedarfsgerechte Angebotsstrukturen in erreichbarer Nähe?
- Zugänglichkeit – sind alle verfügbaren Angebote barrierefrei zugänglich?
- Akzeptierbarkeit – nehmen die Angebote Rücksicht auf spezifische Bedarfslagen?
- Anpassungsfähigkeit – gelingt es, Struktur und Organisation der Angebote so anzupassen, dass sie für alle geeignet sind?

Das Bemühen um die Umsetzung der UN-BRK auf der Ebene einer Jugend- oder Kultureinrichtung ist also zunächst als Reflexionsaufgabe aller am Prozess Beteiligten zu sehen. Insofern beginnt Inklusion tatsächlich im Kopf. Allerdings – und das ist stets zu vergegenwärtigen – ist die Herstellung und Garantie ungehinderter selbstbestimmter gesellschaftlicher Teilhabe kein individualisierbares Problem und damit nicht reduzierbar etwa auf die Ebene einer pädagogischen Aufgabe, die sich im Bemühen, um die Gestaltung weitgehend vorurteilsfreier Interaktionsbeziehungen bereits manifestieren würde. Der handlungspraktische Anspruch an eine fachlich fundierte kritische Selbstrefle-

⁵ Vgl. Dannenbeck (2012): Perspektive Inklusion in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit am Beispiel des KJR München-Stadt. Projektbericht. (Graues Material)

⁶ Das sogenannte A4-Schema geht auf Katherina Tomasevski zurück (UN-Sondeerberichterstatterin zum Recht auf Bildung 1998–2004)



... Alle sind gemeint!

xion des eigenen professionellen Handelns entfaltet seine inklusive Wirkung nur in dem Maße, in dem er sich in die Lage versetzt sieht, innerhalb konkreter politisch gestalteter Rahmenbedingungen auf die notwendigen angemessenen Ressourcen zurückgreifen zu können.

Eine über den bloßen Diskursanlass hinausgehende Berücksichtigung der UN-BRK in den jeweiligen sozialen Handlungsfeldern erfordert zunächst die Wertschätzung aller beteiligten Akteure. Das schließt die menschenrechtlich begründbare Tatsache der Unteilbarkeit des Inklusionsgedankens ein: Die UN-BRK markiert die Unterscheidung zwischen integrierbaren und nicht integrierbaren Menschen als unrechtmäßig. Demgemäß wäre zu fordern, solange von *Integrationsmaßnahmen* zu sprechen, solange diese nicht auf alle Menschen zielen.

Der Modus der Wertschätzung bedingt die (An)Erkennung von individuellen Ressourcen und Potenzialen statt einer (wenngleich auch fürsorglich motivierten) Orientierung an Statusdiagnosen als Grundlage für Segregations- und Separationsentscheidungen. Gesellschaftliche Teilhabeoptionen müssen vom Etikettierungs-Ressourcen-Dilemma konsequent entkoppelt sein.

Der Abbau von Teilhabebarrrieren geht über die Herstellung von architektonischer Barrierefreiheit weit hinaus. Es geht auch um Barrieren in den Köpfen – die sich bspw. in bürokratischen Hindernissen, wirkmächtigen Stereotypisierungen und institutioneller Diskriminierung niederschlagen können.

Auf dem Weg zur Inklusion oder zu roher Bürgerlichkeit?

Die gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklung ist nicht widerspruchsfrei. Der erste Staatenbericht Deutschlands liegt – einschließlich der Parallelberichterstattung durch die Zivilgesellschaft vor. Die Bundesrepublik Deutschland wird 2014 zum ersten Mal durch das CRPD (*Committee on the Rights of Persons with Disabilities*) auf die Fortschritte im Zuge der Umsetzung der UN-BRK hin geprüft⁷.

Gleichzeitig sind Anzeichen einer zunehmenden „Distinktion von oben“ zu beobachten, die als Ausdruck zunehmender gesellschaftlicher Disparitäten zu interpretieren sind⁸. Eine Angst geht um in der Mitte der Gesellschaft, die sich auch bei inklusionsbewegten Gemütern immer wieder in der bangen Frage äußert: Wird mein Kind in seiner Entwicklung nicht ausgebremst, wenn es mit Behinderten, wenn es mit Flüchtlingen, Asylbewerbern oder anderen Leistungsschwächeren gemeinsam aufwächst – sei es in Kindergarten und Schule, sei es im Stadtteil, in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit? Freilich, die Bedenken verbinden sich mit vorsichtiger Konzessionsbereitschaft: Wenn das behinderte Kind „nur“ körperlich eingeschränkt ist, wenn der Migrationshintergrund nicht „allzu“ fremd(ländisch) daherkommt und gegebenenfalls

⁷ vgl. hierzu <http://www.institut-fuer-menschenrechte.de/monitoring-stelle/staatenberichtspruefung.html>

⁸ Vgl. hierzu Dorrance, Carmen (2014): Zugehörigkeit und soziale Differenz. Inklusion in Zeiten der Entsolidarisierung. (Fortsetzung). In: Gemeinsam leben. Zeitschrift für Inklusion 2/2014



... Alle sind gemeint!

deutsche Sprachkenntnisse unter Beweis gestellt werden – dann scheint man einer modellhaften Inklusion keine Steine in den Weg legen zu wollen. Inklusion wird unter der Bedingung nachgewiesener Integrationswilligkeit gewährt – und als Qualitätsbeleg für zunehmend inklusivere Verhältnisse auch goutiert.

Die Berührung mit menschlicher Vielfalt ist in differenzierten modernen Gesellschaften jedoch als gegebene Tatsache anzusehen, die keine Gefahr für Lern- und Entwicklungsprozesse darstellt, sondern – das zeigen Befunde der Integrationsforschung seit längerer Zeit⁹ – geradezu Voraussetzung für deren nachhaltiges Gelingen ist. Mit Unterschieden professionell umzugehen, ist keine neue Herausforderung, die sich etwa erst durch die Integration von Menschen mit Behinderungen oder chronischen Erkrankungen in Jugend- oder Kultureinrichtungen stellt. Vielfalt ist vielmehr immer schon anwesend, jedoch abhängig von einem Prozess des (An)Erkennens.

Diesem Prozess des (An)Erkennens von Vielfalt ist komplementär die Herstellung von Differenz zur Seite gestellt. Diese als Kehrseite identifizierter Heterogenität zu erkennen und in ihrer Bedeutung zu analysieren, wäre Aufgabe einer professionellen Selbstreflexion, die sich der gesellschaftlichen Logik von Differenzsetzungen, die zur Reproduktion sozialer Ungleichheiten führen (kann), bewusst ist. Wesentliches Kennzeichen einer inklusionsorientierten fachlichen Handlungskompetenz ist damit die Bereitschaft und Fähigkeit, das eigene Handeln in seiner ambivalenten Verstrickung zwischen Wertschätzung von Heterogenität und Differenz(re)produktion reflexiv immer wieder auf den Prüfstand zu stellen. ¶

⁹ Vgl. etwa die Arbeiten von Demmer-Dieckmann und Preuss-Lausitz (2008): Empirische Befunde zum Gemeinsamen Unterricht. <http://www.akgem-berlin.org/index.php?menuid=24&reporeid=25>



ANDREA GAEDE

ist stellvertretende Geschäftsführerin und Grundsatzreferentin beim Landesverband Soziokultur Sachsen e. V. Nach dem Studium der Sozialpädagogik arbeitete sie als Sozialpädagogin in einem integrativen Jugendclub der Lebenshilfe. Seit 2007 arbeitet sie beim Landesverband Soziokultur Sachsen e. V. Sie ist Redaktionsmitglied im CORAX-Fachmagazin für Jugendarbeit, stellv. Mitglied im Sächsischen Landesjugendhilfeausschuss und Mitglied im Archiv der Jugendkulturen e. V.

JOHANNA VON DER WAYDBRINK

Studium des Kulturmanagement an der London South Bank University. Anschließend Master in Kultur + Management an der Dresden International University. Junior-Beraterin bei einer Londoner (Kultur) Unternehmensberatung. Seit 2013 Projektkoordinatorin des Projektes „Barriere? frei!“ beim Landesverband Soziokultur Sachsen e. V.

Barriere? frei!

Teilhabe für Menschen mit Behinderung im Jugend- und Kulturbereich – Ein Projekt als Impulsgeber

Ein Beitrag von Andrea Gaede und Johanna von der Waydrink, Dresden

Spätestens seit der Ratifizierung der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) ist die Teilhabe für Menschen mit Behinderung in allen gesellschaftlichen Bereichen nicht nur moralisch wünschenswert, sondern ein verpflichtendes Menschenrecht. Um aus den in der UN-BRK festgeschriebenen Worten eine gesellschaftliche Realität werden zu lassen, müssen alle Stakeholder aktiv mitwirken. Eine besondere Rolle spielt neben Schule und Berufswelt der Freizeitbereich. Hier können ungezwungene Begegnungen auf Augenhöhe stattfinden, die geprägt sind von gemeinsamen Interessenslagen.

Die Voraussetzungen zur Teilhabe von Menschen mit Behinderung bzw. die bedürfnisgerechte Gestaltung gehören im Jugend- und Kulturbereich hierzulande bislang jedoch noch nicht zum Standard. Diesen Umstand nahmen der Landesverband Soziokultur Sachsen e. V. und das Sächsische Landesjugendamt zum Anlass, um den Konzeptpreis *Barriere? frei!* auszuschreiben und einen gleichnamigen Fachtag zu initiieren. Ziel ist es, eine umfassende Auseinandersetzung mit der Frage nach selbstverständlicher Teilhabe anzuregen und Lösungsansätze für die Umsetzung von Barrierefreiheit in Jugend- und Kultureinrichtungen zu entwickeln.

Mit der Ausschreibung des Konzeptpreises *Barriere? frei!* verbindet sich der Anspruch, Teilhabemöglichkeiten von Menschen mit Behinderung nachhaltig in Strukturen und Rahmenbedingungen zu verankern. Vor allem bezogen auf Einrichtungen, in denen Menschen mit Behinderung bislang nicht oder nur punktuell als Besucherinnen und Besucher berücksichtigt wurden. Gemeinnützige Jugend- und Kultureinrichtungen in Sachsen waren aufgerufen, konkrete Konzepte zu entwickeln, wie in der eigenen Organisation die Teilhabe behinderter Menschen dauerhaft ermöglicht werden kann. Der bestehende Rahmen und die Angebote einer Einrichtung sollten dabei so gestaltet sein, dass diese für alle Menschen gleichermaßen zugänglich und nutzbar sind. Besonders von Interesse waren hierbei „kleine Lösungen“, die aufzeigen wie Barrierefreiheit, auch außerhalb von Fragen der Finanzierbarkeit, Schritt für Schritt umgesetzt werden kann. Der Landesverband Soziokultur Sachsen e. V. stellte für die Konzeptentwicklung einen umfangreichen Online-Servicebereich und ein Handbuch zur Verfügung und organisierte Informationsveranstaltungen sowie die Vernetzung mit Kooperationspartnern.

Aus allen Einreichungen hat eine Jury die drei überzeugendsten Konzepte ausgewählt. Die Preisträger erhalten jeweils 4.000 EUR. In den Konzepten wurde deutlich, dass der Umsetzungsprozess Zeit braucht und der Inklusionsgedanke



... Barriere? frei!

langfristig und bereichsübergreifend in der Organisationskultur und -strategie verankert werden muss. Damit sich die Idee der Inklusion im Leitbild beziehungsweise dem Habitus einer Organisation widerspiegelt, müssen zunächst alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sensibilisiert sein. Im Grunde geht es um die Schaffung von Willkommenskultur, einer Kultur der Achtsamkeit und Offenheit. Den verschiedenen Bedürfnissen der Besucherinnen und Besucher entsprechend werden konkrete Maßnahmen für die einzelnen Organisationsbereiche z. B. Öffentlichkeitsarbeit, bauliche Gegebenheiten, Programmbebereich etc. erarbeitet. Dazu ist die Beteiligung von Menschen mit Behinderung, sozusagen als Experten in eigener Sache, unerlässlich.

An den Konzeptpreis schließt sich der Fachtag *Barriere? frei!* an, der am 12. März 2014 im Deutschen Hygiene-Museum Dresden stattfindet. Mit dem Fachtag wird ein öffentliches Podium geschaffen, um die Forderung nach selbstverständlicher und selbstbestimmter Teilhabe von Menschen mit Behinderung möglichst breit zu streuen und nachhaltige Debatten anzuregen. Gleichzeitig werden Ansätze und Strategien vermittelt, die zur Umsetzung von Barrierefreiheit in Jugend- und Kultureinrichtungen beitragen können. Neben der institutionellen Ebene wirft die Veranstaltung auch einen Blick auf politische und administrative Rahmenbedingungen.

Bislang sind Jugend- und Kultureinrichtungen bei der Umsetzung der UN-BRK weitestgehend auf sich gestellt. Der Umgang mit Menschen mit Behinderung ist hierzulande (noch) stark geprägt von einer Versorgungs- und Behütungsmentalität. Während die Barrieren im Denken auf zivilgesellschaftlicher Ebene schrittweise überwindbar scheinen, trennt die administrative Ebene noch allzu häufig nach Ressortzuständigkeiten.

Für die Umsetzung von Inklusion und Barrierefreiheit braucht es einen politischen Willen, der sich durch alle Ebenen zieht und ressortübergreifendes Handeln zulässt. Das Projekt *Barriere? frei!* zeigt, insbesondere mit der außerordentlich hohen und positiven Resonanz auf den Fachtag, dass es viele Menschen gibt, denen selbstverständliche Teilhabe wichtig ist. Um Inklusion flächendeckend umsetzen und gesellschaftlich verankern zu können, sind noch viele Hürden zu überwinden – dazu braucht es kontinuierliches und beharrliches Engagement auf allen Ebenen.

Der Konzeptpreis *Barriere? frei!* und der Fachtag *Barriere? frei!* wurde in Kooperation mit dem Sächsischen Landesjugendamt initiiert. Er wird gefördert durch das Sächsische Staatsministerium für Soziales und Verbraucherschutz und den Kommunalen Sozialverband Sachsen und steht unter der Schirmherrschaft der Sächsischen Staatsministerin für Soziales und Verbraucherschutz. Kooperationspartner sind: Kulturmanagement Network, Deutsches Hygiene-Museum Dresden, Landesverband der Lebenshilfe Sachsen e. V., Projekt »Inklusion in Sachsen«, Das Kongressradio.¶

WEITERE INFORMATIONEN

www.sozio-kultur-sachsen.de

www.kulturmanagement.net



CHRISTINA MARX ist Bereichsleiterin Aufklärung der Aktion Mensch. In ihrer Funktion zeichnet sie für die Aufklärungsprojekte der Soziallotterie verantwortlich. Dazu zählt neben den Handlungsfeldern Arbeit, Bildung, Selbstbestimmtes Leben und Barrierefreiheit insbesondere Themen wie Kultur und Sport. Die Diplom-Dolmetscherin und Kommunikationsberaterin ist Mitglied im Expertenkreis „Inklusive BILDUNG“ der Deutschen UNESCO-Kommission.

Zuvor betreute die 43-jährige Kampagnen und Projekte von Bundes- und Landesministerien, Non-Profit-Organisationen und beriet Unternehmen zu Fragen von Sozialer Verantwortung. Zu den Schwerpunkten ihrer Tätigkeit zählten u.a. bürgerschaftliches Engagement, außerschulische Bildung und Weiterbildung sowie Bildung für Nachhaltige Entwicklung. Zudem verantwortete sie mehr als zehn Jahre die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit sowie das Marketing für den Deutschen Behindertensportverband.

Inklusion in und durch Kultur

Interview mit Christina Marx, Leiterin des Bereichs Aufklärung bei der Aktion Mensch

Die Zahl der Kunstprojekte von Künstlern und Künstlerinnen mit und ohne Behinderungen wächst stetig. Kunst ist für jeden Menschen eine Möglichkeit, sich auszudrücken. Was kann Kultur beim Thema Inklusion also erreichen? Wir sprechen mit Christina Marx vom Aktion Mensch e.V. über die besondere Rolle von Kunst und Kultur.

KM Magazin: Frau Marx, wie sehen Sie mit Ihren Erfahrungen die Entwicklungen im Themenbereich Inklusion und Barrierefreiheit in den Kultureinrichtungen?

Christina Marx: Im Kulturbereich hat sich gerade mit Blick auf die physische Barrierefreiheit in den vergangenen Jahren einiges getan. Aber Inklusion ist sehr viel mehr als die Rampe zum Eingang eines Museums. Inklusion in und durch Kultur hat eine besondere Bedeutung. Nicht nur kulturelle Veranstaltungen werden vermehrt barrierefrei, sondern auch Künstler und Künstlerinnen mit Behinderung spielen in der ausübenden Kultur eine zunehmende Rolle. Das ist eine Entwicklung, die spürbar und sehr positiv aufzunehmen ist, denn kaum ein anderes Format kann wie Kultur als Vermittler und Medium dienen.

KM: Welche Projekte und welche Engagements sind Ihnen dahingehend in den vergangenen Jahren besonders aufgefallen?

CM: Es gibt sehr viele Projekte, die wir auch teilweise fördern, wie das Blau-meier Atelier in Bremen, die inklusive Band Station 17 aus Hamburg, das Theater RambaZamba oder den Circus Sonnenstich, beide in Berlin, oder auch der Deaf Slam Wettbewerb „BÄÄM!“, den die Aktion Mensch selbst initiiert hat. Diese Projekte zeigen, dass Künstler mit Behinderung nicht auf ihre Behinderung reduziert werden dürfen, sondern im Gegenteil als eigenständige und aussagekräftige Künstler und Künstlerinnen gesehen werden müssen. Es sind eben nicht Menschen mit Behinderung, die „auch“ Kunst machen. Und das ist ein sehr wichtiger Punkt.

KM: Ist dann die Auseinandersetzung mit dem Thema im Kulturbetrieb wirklich ausreichend tiefgehend? Oder sind es eher temporäre, leuchtturmartige Erscheinungen, es ist ja nicht eine alltägliche, selbstverständliche Situation in „normalen“ Theater, Menschen mit Behinderung auf der Bühne zu sehen?

CM: Sie haben schon Recht, dass es meist Leuchttürme sind. Aber ich bin überzeugt, dass wir diese brauchen. Auch in anderen Bereichen wie Sport, Bildung, Arbeit stehen wir, vielleicht nicht am Anfang, aber doch mitten im Prozess und sind noch lange nicht am Ziel. Die genannten Projekte sind eher noch die



... Inklusion in und durch Kultur

Ausnahme, aber sie zeigen was alles möglich sein kann. Sie müssen auch nicht temporär bleiben, wie Sie am Beispiel von Station 17 sehen können. Diese Band startete als Projekt und nun sind es Berufsmusiker mit und ohne Behinderung, die professionell arbeiten und davon leben.

KM: Jeder Mensch kann ein Künstler sein. Und das unabhängig von seinen körperlichen und geistigen Voraussetzungen. Was müsste passieren, dass mehr Menschen mit Behinderung auch zu dieser Ausdrucksform animiert, darin bestärkt und gefördert werden?

CM: Man muss einfach sehr früh ansetzen. Es muss bereits in der Schule der Grundstock dafür gelegt werden, dass es selbstverständlich ist, zusammen künstlerische Projekte zu verwirklichen, sodass eine künstlerische Laufbahn als normale Berufswahl für Menschen mit Behinderung gesehen wird. Auch an künstlerischen Akademien und Hochschulen muss es eine Selbstverständlichkeit sein, dass Menschen mit Behinderungen uneingeschränkt studieren können. Die Ausbildung von Lehrern in allen künstlerischen Bereichen müsste dies ebenfalls berücksichtigen usw.

KM: Also ein Äquivalent zu den ohnehin vorherrschenden, allgemeinen Diskussionen um Schule und Inklusion?

CM: Ja. Aber Kultur ist, wie Sport auch, ein wunderbarer Transmitter, um Inklusion zu leben. Kultur bietet den Raum, vor allem in der Freizeit, auf freiwilliger Basis zusammenkommen, sich auszudrücken und gemeinsam Spaß zu haben. Das Zusammenkommen von Menschen ist ein entscheidender Aspekt beim Thema Inklusion. Umfragen haben ergeben, dass nur ein Drittel der Menschen ohne Behinderungen in ihrem Alltag mit Menschen mit Behinderung aufeinandertreffen. So ist klar: Es ist noch nicht Normalität.

KM: Auf der einen Seite ist Inklusion ein Thema beim Kunstaustausch oder rezipieren. Aber wie sieht es auf der anderen Seite mit der Beschäftigung von Menschen mit Behinderung hinter den Kulissen der „normalen“ Kulturbetriebe aus? Ist es denn in Deutschland ein Thema, dass in den Betrieben, ganz allgemein gesehen, angekommen ist?

CM: Ich würde sagen nein. Barrierefreiheit ist Grundlage für das Gelingen von Inklusion und diese ist hinter den Kulissen von Kultureinrichtungen sicher nicht gegeben. Wir beschäftigen uns intensiv mit einer inklusiven Arbeitswelt und stellen immer wieder fest: Wenn Unternehmen sich mit dem Thema beschäftigen und Menschen mit Behinderung einstellen, berichten sie sehr positiv über die Veränderungen des Arbeitsklimas. Es werden auch keine Leistungsunterschiede erkennbar, im Gegenteil berichten diese von einer sehr großen Loyalität und Engagement der neuen Mitarbeiter. Es ist also nicht nur ein Thema für die CSR, es geht nicht um Soziale Verantwortung, sondern durchaus um einen wirtschaftlichen Nutzen für Unternehmen. Wichtig ist es dabei den Blick für die Stärken der Menschen zu haben, nicht für deren Schwächen – und das betrifft ja alle Mitarbeiter.



... Inklusion in und durch Kultur

Wenn wir uns aber den ersten Arbeitsmarkt genauer ansehen, ist es nach wie vor für Menschen mit Behinderung sehr schwierig Fuß zu fassen. Auch hier gilt, die Grundlagen für das Nichtgelingen werden bereits in unserem separierenden Schulsystem gelegt. Es müssen Strukturen geschaffen werden und ausreichend Lehrer zur Verfügung stehen, die Menschen mit Behinderung auf einen Berufsalltag hin vorbereiten. Und die Barrieren in den Köpfen müssen abgebaut werden, das betrifft weniger die Schüler, als die Lehrer und auch insbesondere die Eltern. Die Ängste, dass beim gemeinsamen Unterricht das eigene Kind hinten anstehen könnte, müssen abgebaut werden. Auch Eltern von behinderten Kindern sind einem gemeinsamen Unterricht nicht immer aufgeschlossen. Hier müssen Wege gefunden und etabliert werden, den vielen Aspekten und Bedürfnissen gerecht zu werden.

KM: Es ist auch eine Sache der richtigen Kommunikation, also das Sprechen über das Thema?

CM: Das zum einen, und es ist ein Thema der Sensibilisierung. Eine Aufgabe, derer sich die Aktion Mensch ja seit vielen Jahren annimmt. Leider hat die Kommunikation mit dem Begriff Inklusion eine gewisse Schwere bekommen und es wird hauptsächlich aus einer defizitären Sicht gesprochen. Aber man kann eben gerade durch künstlerische Projekte zeigen, dass es Spaß macht und funktioniert. Das ist Inklusion in und durch Kultur.

KM: Frau Marx, ich bedanke mich für das Gespräch. ¶

Das Gespräch führte Veronika Schuster, Chefredakteurin, vs@kulturmanagement.net

WEITERE INFORMATIONEN

www.aktion-mensch.de



JUTTA SCHUBERT

führt als Diplom-Pädagogin und Kulturmanagerin zusammen mit Angela Müller-Giannetti die Hamburger Agentur *kontext kulturproduktionen*, die Kulturvorhaben im Schnittfeld Kunst und Soziales entwickelt und realisiert. In diesem Rahmen verwirklicht sie seit 1998 als Geschäftsführerin des EUCREA Verband Kunst und Behinderung e.V. bundesweit Festivals, Kongresse, Fortbildungen, Ausstellungen und Publikationen im Bereich „Kunst und Behinderung“. Nach Abschluss ihres Studiums zur Kulturmanagerin hat sie zahlreiche Kulturprojekte für soziale und kulturelle Träger konzipiert und realisiert.

Zwischen Erfolgsstory und künstlerischem Überleben

Interview mit Jutta Schubert, Geschäftsführerin EUCREA Verband Kunst und Behinderung e. V.

Kultureinrichtungen sind aus den Startlöchern, um Menschen mit Behinderung den nahezu ungehinderten Kunstgenuss zu ermöglichen. Diese Ausgabe des KM Magazins hat einige Beiträge versammelt, um zu zeigen, was bereits getan wird, was noch möglich und was nötig ist. Doch wie steht es um die andere Seite, um das Ausüben von Kunst bei Menschen mit Behinderungen? Gibt es eine Kunstszene? Wie stellt sich diese dar? Wir sprechen mit Jutta Schubert über das Kunstschaffen von insbesondere geistig behinderten Menschen, über deren bisherige Erfolge. Es wird aber deutlich, dass es noch keine Selbstverständlichkeit ist, behinderte Künstler als das zu sehen, was sie sind, schlicht als Künstler, ohne wenn und aber.

KM Magazin: Frau Schubert, wie stellt sich die Kunstszene von Menschen mit Behinderungen dar?

Jutta Schubert: Es kommt darauf an, ob Sie die bildende oder darstellende Kunst betrachten. Hier gibt es wesentliche Unterschiede. Im Bereich bildender Kunst ist die Kunstszene von Menschen mit geistiger und seelischer Behinderung sehr sichtbar. Auch auf der vergangenen Biennale in Venedig 2013 war die sogenannte Outsider Art – leider wird diese immer noch so bezeichnet – ein Themenschwerpunkt. In Deutschland gibt es eine sehr rege Kunstszene, es gibt viele Ausstellungen, Galeristen und Ateliers. Allerdings ist wichtig zu sagen, dass die Ateliers sich hauptsächlich in Werkstätten für Menschen mit Behinderungen befinden, sie also nicht autonom von den Künstlern betrieben werden. Hier wurden verstärkt sogenannte Künstlerarbeitsplätze geschaffen. Das ist aktuell beinahe die einzige Möglichkeit geistig behinderte Künstler zu fördern und ihnen einen sicheren Rahmen zu geben, ihre Kunst auszuüben. Das hat seine Vorteile, aber durchaus auch erhebliche Nachteile.

KM: Welche Nachteile wären das?

JS: Das künstlerische Schaffen in diesen Ateliers ist den dort herrschenden Regularien unterworfen. Es gibt natürlich auf der einen Seite gute Leiter von Kunstateliers, die eine künstlerische oder kunstpädagogische Ausbildung haben. Auf der anderen Seite gibt es wiederum eine große Zahl an Sozialpädagogen, die nicht immer die Kenntnis über Kunst haben, die benötigt werden würde. Dies betrifft vor allem die dann folgenden Ausstellungen, die wie bei jeder anderen Kunst auch, den professionellen Blick eines Künstlers oder Kurators benötigen. Es gibt aber, wie gesagt, sehr professionelle Ateliers, die in der Kunst-, Ausstellungs- und Museumswelt angekommen sind. Diese können ihre Kunst gut verkaufen, mitunter sehr hochpreisig. Ein Beispiel für ein sehr



... Zwischen Erfolgsstory und künstlerischem Überleben

gelungenes Atelier, das von 13 auf 30 Arbeitsplätze in den vergangenen Jahren angewachsen ist, sind die Schlumper in Hamburg.

KM: Das hört sich durchaus nach einer Struktur wie im klassischen Kunstbetrieb an?

JS: Ja, das ist es. Es unterscheidet sich in den Abläufen bzw. künstlerischen Werdegängen nicht wesentlich. Es hängt, wie bei allen Künstlern, von einzelnen Personen im System ab, die den Künstler und dessen Potenzial erkennen.

KM: Aber wie Sie beschreiben, steht das Fördern der Potenziale in einer hohen Abhängigkeit zu dem Engagement der einzelnen Werkstätten.

JS: Durchaus, entweder durch interne Kompetenz oder auch durch die Organisation von externen Fachleuten, die hier unterstützend eingreifen und das Sachwissen aus dem Kunst- und Ausstellungsbetrieb mitbringen.

KM: Wir sprechen nun von der Eigeninitiative der Werkstätten, hier mehr Kunstförderung zu betreiben. Was müsste denn die Bildungspolitik tun, um auch künstlerische Lebensläufe von Menschen mit Behinderung zu unterstützen?

JS: Dem Thema liegt ein Widerspruch inne. Die Künstler, gerade mit geistiger Behinderung, sind in den Werkstätten rund um abgesichert, haben ein System das sie kennen und sie können meist außerhalb nicht alleine leben. Würde sich nun dennoch ein Künstler selbstständig machen, müsste er sich erst einmal seinen Lebensunterhalt verdienen, und hier ist es wie in der gesamten Kunstwelt auch – nur ein kleiner Teil kann wirklich mit seiner Kunst Geld verdienen. Es gibt zwar das persönliche Budget für Menschen mit Behinderung, allerdings fehlt ihnen außerhalb der Werkstätten der sichere Rahmen, an den sie gewöhnt sind.

KM: Bleibt somit aber der erfolgreiche, behinderte Künstler per se eine Ausnahme, da viele Stränge auf einmal passen müssen, die zueinander laufen?

JS: Ja, vielleicht. Im Moment sind die Künstler von der Bereitschaft der Werkstätten abhängig. Die Leitung der Einrichtungen muss prüfen, ob sich das Engagement lohnt. Und dann sind wir bei der darstellenden Kunst, wie Theater oder Tanz. Die Situation hat sich sehr prekär entwickelt, da viele Werkstätten solches nur als temporären Zusatz anbieten können. Mit Theater können sie kein Geld verdienen, im Gegenteil es kostet sehr viel. Anders als bei der bildenden Kunst gibt es kein klassisches Produkt, kein Objekt oder Gemälde, das verkauft werden kann. Darstellende Kunst ist ein hoher Kostenfaktor, den viele Werkstätten sich nicht leisten können. Das Problem haben auch freie Projektgruppen, da es nur bestimmte Fördermöglichkeiten gibt, wie den Fonds darstellender Künste, die Bundeskulturstiftung oder die Aktion Mensch. Das große Problem ist: Wenn ein Theaterprojekt oder Ähnliches in einer Werkstatt eingegliedert ist, fällt es leider auch aus einigen Förderstrukturen heraus.



... Zwischen Erfolgsstory und künstlerischem Überleben

KM: Sie beschreiben das System der Werkstätten als die Instanz für künstlerische Ausbildung und Förderung. Aber wie sieht denn der Zugang zu den klassischen Einrichtungen der künstlerischen Bildung aus, wie Hochschulen und Akademien?

JS: Es gibt hier bisher keinen Zugang. Wir haben versucht mit Einrichtungen ins Gespräch zu kommen, auch mit dem Beauftragten für Kultur und Medien, der als Ziel formuliert hatte, mehr für Künstler mit Behinderung zu tun. Er hatte durchaus ein offenes Ohr für das Thema, vermittelte allerdings nur einen Kontakt zu den Hochschulen, im Speziellen zur Kultusministerkonferenz. Unser Anliegen wurde sehr deutlich abgelehnt, da für den Zugang zu den Hochschulen prinzipiell ein Abitur und die Fähigkeit, die Zusammenhänge der Lehre und des Systems Hochschule zu begreifen, nötig wären und dies sei bei geistig behinderten Menschen nicht gegeben.

KM: Das irritiert aber doch in soweit, da es die Möglichkeit der sogenannten „Feststellung der künstlerischen Begabung“ gibt, die auch ein Studieren ohne Abitur möglich machen kann.

JS: Aber das wäre nicht möglich, denn auch wenn die Mappe große Annahme finden würde, würde dennoch der geistig behinderte Künstler den theoretischen Ausbildungsteilen nicht folgen können. Die Bereitschaft sich einen dahingehenden alternativen Ausbildungsplan zu überlegen oder andere Möglichkeiten zu suchen, gibt es nicht. Das entspricht meines Erachtens nicht dem Ziel der Inklusion. EUCREA hat hier Leitsätze entwickelt, die aufzeigen sollen, dass Inklusion nicht nur ein Thema darüber ist, was man leisten muss, sondern auch was man selbst daraus gewinnen kann. Nehmen Sie das Beispiel Literatur: Das Vorurteil, dass geistig behinderte Menschen sich nicht in Wort und Schrift ausdrücken können, ist sehr stark verankert. Das ist einfach nicht richtig, sie können sich tiefgreifend ausdrücken, sie suchen die Auseinandersetzung mit ihrer Behinderung und sie beschreiben sehr eindrücklich den Schmerz, den die Ausgrenzung verursacht. Kunst ist das Medium, wie sie das nach außen vermitteln können. Behinderte Künstler können den eingefahrenen Kunstbegriff um so vieles erweitern!

KM: Wenn wir Kleinutopia skizzieren würden, eine Welt in der behinderte Menschen an Hochschulen ausgebildet werden würden, was benötigen diese Künstler, was wären für sie optimale Voraussetzungen?

JS: Auch für behinderte Künstler ist es wichtig, in den künstlerischen Austausch zu treten, sie müssen mit anderen Künstlern, behindert und nicht behindert, zusammenkommen, sie müssen ihre Kunst ausüben können, Unterstützung und Moderation finden. Vor allem benötigen sie ehrliche Auseinandersetzung mit ihrer Kunst – ihnen hilft es nicht weiter mit Samthandschuhen angefasst zu werden, euphorisches Lob zu erhalten. Sie wissen um ihre Kunst, ihr Bedürfnis und wollen diese auch weiterentwickeln, sie brauchen konstruktive, anleitende Kritik. Blicken Sie in die Feuilletons: Theaterstücke werden natürlich auch verrissen, erscheint eine Kritik zu einem Theaterstück



... Zwischen Erfolgsstory und künstlerischem Überleben

von und mit behinderten Menschen, wird nie die schauspielerische Leistung beurteilt. Man windet sich darum herum, warum?

KM: Das Theater Hora hat mit dem Choreografen Jérôme Bel das Stück Disabled Theater mit sehr großen Erfolg weltweit präsentiert. Sind das Projekte, die diesem Thema weiterhelfen können?

JS: Es ist eine Möglichkeit, das Thema verstärkt in die Öffentlichkeit zu bringen. Aber für diese hohe Aufmerksamkeit, wie bei dem Beispiel des Hora Theaters, braucht man einen sehr bekannten Choreografen oder Regisseur. Das Problem bei diesem Stück war aber auch ein anderes. Es thematisierte Behinderung, behinderte Schauspieler „spielten“ ihre Behinderung – an sich ein sehr guter Aspekt. Die Polarisierung dieses preisgekrönten Stückes rührt mitunter daher, dass die Besucher nicht verstanden haben, dass die Behinderung gespielt war, viele dachten die Schauspieler waren sie selbst auf der Bühne. Für viele Besucher war die sehr eindrückliche, darstellerische Konfrontation zu viel. Aber das Stück hat in der Tat viel in Gang gesetzt. Man darf allerdings dabei nicht übersehen, dass der Großteil der Kompanien in höchst prekären Verhältnissen und weitgehend im Unbekannten agiert. Auch für das Theater Hora wird das Problem kommen, „nachzuliefern“. Denn diese Einmaligkeit der Kombination mit einem Starchoreografen und sehr begabten Schauspielern kann nicht beliebig wiederholt werden bzw. hat nicht jedes Mal diesen ungeheuren Effekt des Neuen, die Einzigartigkeit ginge verloren.

KM: Was würden Sie sich denn wünschen, was noch passieren müsste?

JS: Für mich ist wirklich ein wichtiger Punkt, dass geistig behinderte Menschen an den klassischen Schulen und Akademien zugelassen werden würden. Im Bereich Theater wäre es wünschenswert, wenn mehr „klassische“ Einrichtungen offen und neugierig auf solche Produktionen wären. Aber wichtig wäre auch, dass die bestehenden Projekte sich verstärkt darum bemühen, mit externen Regisseuren zusammenzuarbeiten und von deren hohem Können zu profitieren.

KM: Frau Schubert, vielen Dank für das ausführliche Gespräch! 

Das Gespräch führte Veronika Schuster, Chefredakteurin, vs@kulturmanagement.net

WEITERE INFORMATIONEN

www.eucree.de



Zum Mond konnten wir ja auch fliegen.

Interview mit Dr. Rüdiger Leidner, Leiter der Koordinationsstelle Tourismus des Deutschen Blinden- und Sehbehindertenverband e.V.

RÜDIGER LEIDNER

geboren 1950, wechselte nach der Erblindung zur Blindenstudienanstalt nach Marburg. Nach dem Studium begann er 1980 im Bundeswirtschaftsministerium (BMWi) in Bonn und wechselte 1992 ins BMWi nach Berlin. Von 2003-2007 war er als Experte für Tourismuspolitik bei der EU-Kommission. Seit 2003 vertritt er den DBSV in der Nationalen Koordinationsstelle Tourismus für Alle E.V. (NatKo) und wurde 2010 zum Vorsitzenden gewählt. 2006 übernahm er auch die Koordinationsstelle Tourismus im DBSV.

Das Wissen rund um das Thema Inklusion wächst stetig. Doch wie sieht es mit der Umsetzung aus? Sicher, es ist immer wieder eine Frage des Geldes. Es geht aber auch um ein Wollen. Wir sprechen mit Dr. Rüdiger Leidner über die kleinen Schritte, die Kultureinrichtungen gehen können, um Menschen mit Sehbehinderungen Kunstgenüsse zu ermöglichen.

KM Magazin: Herr Dr. Leidner, was genau sind barrierefreie touristische Angebote?

Dr. Rüdiger Leidner: Grundsätzlich gilt, Angebote sind dann barrierefrei, wenn diese – wie es auch im Behindertengleichstellungsgesetz festgehalten ist – von allen Menschen, unabhängig vom Vorliegen einer Behinderung, selbstständig und möglichst ohne Hilfe nutzbar sind.

KM: Was genau bedeutet das beispielhaft in der praktischen Ausführung?

RL: Zum Beispiel, dass Filme mit Audiodeskription und Untertitel versehen sind. Gleiches gilt für Theater oder Oper. Wenn Sie nun an Museen und Ausstellungen denken, besteht gerade hier für Menschen mit beeinträchtigter Sinneswahrnehmung das Problem der Informationsvermittlung – dies bedingt etwa größere Schrift, Audio- oder Videoinformationen usw. Das Schlagwort ist das Arbeiten mit dem Zwei-Sinne-Prinzip: Es müssen auf mindestens zwei Kanälen Informationen angeboten werden, entweder optisch und auditiv oder optisch und taktil oder eben auch auditiv und taktil etc. In anderen Bereichen heißt es auch, dass die Zugänglichkeit der Gebäude für gehbehinderte Menschen und Rollstuhlfahrer gerecht sein müssen.

KM: Wie steht es um das Wissen bei öffentlichen Einrichtungen bezüglich der Bedürfnisse von blinden Menschen und Menschen mit Sehbehinderung?

RL: Das Wissen, gerade was die Barrierefreiheit von blinden und sehbehinderten Menschen angeht, war, als wir mit unserer Arbeit in der Koordinationsstelle Tourismus begonnen haben, sehr unterentwickelt. Viele denken bei Barrierefreiheit in erster Linie an physikalische Barrieren, die gerade gehbehinderte Menschen und Rollstuhlfahrer betreffen. Man denkt nicht an die Barrieren, die nicht sichtbar sind, wie zum Beispiel eine fehlende akustische Ampel, die eine immense Hürde darstellen kann.

KM: Hat sich das Wissen darum verbessert?



... Zum Mond konnten wir ja auch fliegen.

RL: Ich glaube ja. In unserer Koordinationsstelle haben wir in den letzten acht Jahren zahlreiche Handreichungen publiziert, die Informationen für die Betreiber von Kultureinrichtungen aufbereitet haben: zum einen für Museen, für Wanderwege, Empfehlungen für Audioguides, zum anderen aber auch Empfehlungen für Stadt- bzw. Gästeführer, um diesen das notwendige richtige Beschreiben zu erläutern. Der inklusive Ansatz, den wir verfolgen, ist, dass man weggeht von einem Angebot der reinen „Sonderführungen“ hin zu allgemeinen Führungen, an denen jeder teilnehmen kann. Das hat aber zur Voraussetzung, dass der Führer oder die Führerin mit dem Thema umzugehen weiß. Ich habe festgestellt, dass die Kenntnis dieser Handreichungen bei den Kulturanbietern sehr viel besser geworden ist. Auch Studenten fragen sehr viel mehr nach diesen Informationen, da sich immer mehr in ihrer Master- oder Bachelorarbeit mit dem Thema befassen. Der Landesmuseumsbund Berlin hat im Zuge dieser Entwicklungen Checklisten und der Deutsche Museumsbund sogar einen Leitfaden für Barrierefreiheit für ihre Mitglieder veröffentlicht. Die Wissenslücken haben sich sicher verringert. Wenn Sie mich nun fragen, ob sich etwas in der realen Welt geändert hat, muss man leider feststellen, dass dies immer vom Geld abhängt, das zur Verfügung steht. Und das ist natürlich ein erheblicher Knackpunkt.

KM: Wenn Sie beschreiben, dass es bereits damit beginnt, dass Gästeführer um die richtige Beschreibung wissen, sollten doch solcherlei Fortbildungen nicht enorme Lücken in das Budget reißen? Ist es wirklich prinzipiell eine Geldfrage?

RL: Wenn es sich um ganze Umbaumaßnahmen handelt, ist es das. Bei anderen Themen ist das sicher nicht das maßgebliche Problem. Aber auch für die Weiterbildung seiner Museumspädagogen muss ein Museum das Budget haben. Das betrifft schon so etwas scheinbar Simples wie extra Audiodateien für Sehbehinderte, auch diese werden leider nicht kostenfrei produziert.

KM: Also eine politische Entscheidung Themen der Barrierefreiheit anzugehen und dafür dann auch die Gelder freizuschaukeln?

RL: Ja, das ist oft der einzige Weg. Nehmen Sie die Barrierefreiheit am Bau: Die rechtlichen Bauvorschriften gelten schon heute für Neubauten, aber wie viel wird neu gebaut? Und wie vieles ist dagegen Altbestand, für den diese rechtlich strengen Regeln nur bei größeren Umbauten gelten? Bis hier nun alles ausgetauscht wird bzw. unter den neuen Anforderungen gebaut bzw. ergänzt wird, dauert es noch Hunderte Jahre. Es ist eine Frage der Gesellschaft und der Politik. Für eine Gesellschaft, die es unter erheblichem finanziellen Aufwand geschafft hat, zum Mond zu fliegen, für die gibt es keine technischen Grenzen mehr, sondern nur finanzielle. Und das ist wiederum eine Frage der Umverteilung der Mittel. Man muss es wollen, am Können scheitert es nicht.

KM: Es gibt ja das verstärkte Angebot wie Audioguides, Live-Kommentare usw. Gehen diese Angebote in die richtige Richtung?



... Zum Mond konnten wir ja auch fliegen.

RL: Ja, die Richtung stimmt. Auch die Politik hat verstanden, dass man hier strategische Hebel nutzen muss. Die deutsche Filmförderung beispielsweise wird davon abhängig gemacht, ob Filme auch Audiodeskription haben. Denn was nutzen einige leuchtturmartige Pilotprojekte, von denen die Betroffenen oft gar nicht erfahren oder wenn diese zu Zeiten gezeigt werden, die kaum bis gar nicht wahrzunehmen sind? Dann zu sagen, dass diese Angebote gar nicht genutzt werden, ist sehr verwunderlich. Es sollte einfach normal sein, dass es diese Angebote gibt, nicht nur temporär.

KM: Was wünschen Sie sich persönlich? Gibt es Ansätze, bei denen Sie sich noch etwas mehr an die Kunst herangeführt fühlen würden?

RL: Wenn die Audiodeskription gut gemacht ist und ich noch an allgemeinen Einführungen teilnehmen kann, dann besteht für mich eigentlich keine Barriere mehr. Die Hürde ist dann nur noch der Weg dorthin. Genauso wie der Rollstuhlfahrer Rampen benötigt, brauchen Menschen mit Sehbehinderungen ein sogenanntes Aufmerksamkeitsfeld. Das kennzeichnet für den Langstock zum Beispiel, wo der Eingang liegt. Dann benötigt man eine taktile und kontrastreiche Orientierungshilfe vom Eingang bis mindestens hin zur Kasse oder zum Counter, bei dem ich meinen Hilfebedarf anmelden kann. Auch durch die Ausstellung hindurch gilt das. Hier gibt es natürlich die Hürde, dass man die Exponate oft nicht antasten darf. Aber es gäbe die Möglichkeit mit verkleinerten oder vergrößerten Kopien zu arbeiten.

KM: Was braucht eine gute Führung? Was ist bei einer Darstellung für sehbehinderte Menschen wichtig?

RL: Ein Audioguide hat zwei Seiten: Einmal die Hardware, das betrifft die Größe und den Kontrast der Tasten. Sie müssen gut fühlbar sein, also keinen Touchscreen haben. Zum Zweiten braucht der blinde Besucher Zusatzinformationen. Es reicht ihm nicht die kunsthistorischen, allgemeinen Informationen zu hören. Er braucht Informationen, die den Verlust des Sehvermögens ausgleichen. Angaben zur Größe, charakteristische Merkmale, Körperhaltung, Farbe der Kleidung, wesentliche Strukturelemente. Das gilt auch für Exponate, die abtastbar sind, durch die Beschreibung, die angeboten wird, müssen die Hände geführt werden. Wenn man erst einmal darum weiß, ist es prinzipiell kein Problem, das auch umzusetzen. Noch einfacher ist es große Schrift anzubieten, eine kontrastreiche Gestaltung der Schilder – und man muss immer betonen, das hilft nicht nur sehbehinderten Menschen, es hilft sowohl Älteren als auch Brillenträgern. In Zeiten mit verstärkter Diskussion um den demografischen Wandel also eine Selbstverständlichkeit.

KM: Wenn Sie beschreiben, dass es das Wissen gibt und auch eine prinzipielle Offenheit der Einrichtungen dem Thema gegenüber herrscht, wie ist es denn mit der Metaebene, der Willkommenskultur in diesen Häusern? Ist es nicht auch ein Thema des persönlichen Verhaltens aller Mitarbeiter?



... Zum Mond konnten wir ja auch fliegen.

RL: Die Grundvoraussetzung für eine Willkommenskultur ist es, dass die Infrastruktur vorhanden ist. Ich war kürzlich in der Ausstellung Wien-Berlin in der Berlinischen Galerie und dort hat man einiges für Besucher mit Behinderungen getan. Und wenn dies organisiert und gut vorbereitet ist, können Sie davon ausgehen, dass auch das Personal geschult ist und dementsprechend reagiert. Ich habe natürlich auch andere Erfahrungen gemacht, wie vor einigen Jahren bei der Pinakothek der Moderne in München, die damals Führungen für Sehbehinderte nur 2 Mal im Jahr anbot ...

KM: Herr Leidner, vielen Dank für das Gespräch!🙏

Das Gespräch führte Veronika Schuster, Chefredakteurin, vs@kulturmanagement.net

WEITERE INFORMATIONEN

- 2. Tag des barrierefreien Tourismus im Rahmen der ITB Berlin, 7. März 2014
- Reisen für Alle www.deutschland-barrierefrei-erleben.de

Anzeige



2014, 165 p. 5 illus.



Printed book

Softcover
► 24,99 € | £22.99 | \$39.99
► *26,74 € (D) | 27,49 € (A) | CHF 33.50

eBook

Available from your library or
► springer.com/shop

MyCopy

Printed eBook for just
► € | \$24.99
► springer.com/mycopy

R. Henze, G. Wolfram (Eds.)
Exporting Culture
Which role for Europe in a Global World?



► **European culture as export commodity?**

Is European culture visible enough in the globalized world? Why is culture from this continent often perceived as 'old-fashioned' or even worse as 'out-dated'? Is the export of national cultural products and services – in most European countries subsidized by the taxpayer – no longer relevant, or more relevant than ever before? Is it a huge waste of money, time, and effort or an attempt to create another form of globalization? Culture – in its broadest sense – is often viewed and accepted in ways that differ completely from those of other internationally traded goods. This might be one of the reasons why so many institutions, foundations and cooperations invest time, power, and money in cultural projects. Is this an exaggerated approach or an intelligent recognition of the genuine values of the 21st century – creativity and cultural sensitivity? These and several other questions concerning the export of culture are addressed by authors from different countries in order to initiate a debate about the role European cultural products and services are able to play globally.

Content
European Culture and Identity • Globalization • Cultural transfer • Soft Diplomacy

Target groups
Practitioners in cultural organizations • Researchers and Students in arts and cultural management • Politicians with a focus on European Culture • All those interested in European Culture and its future

The editors
Raphaela Henze is professor of Cultural Management at Heilbronn University. Gernot Wolfram teaches as professor of Arts Management at the MHMK University of Berlin. He is an expert for cultural affairs within the Team Europe of the European Commission in Germany.



„Inklusion beginnt im Kopf“

Ein Beitrag von Anja Winkler, Dresden

Und das ist auch im Arbeitsleben so. Wenn man beim Arbeitgeber Fürsprecher hat, die sich engagiert dafür einsetzen, auch Menschen mit Behinderung zu gewinnen und dies als Bereicherung und nicht als zusätzliche Belastung empfinden, kann man viele positive Erfahrungen machen.

Mein Name ist Anja Winkler. Ich bin blind und habe an der TU Dresden Erziehungswissenschaften/Sozialpädagogik und Sozialarbeit studiert. Ich möchte meine Erfahrungen weitergeben, anderen Betroffenen Mut machen, aber auch auf gesellschaftliche und politische Missstände aufmerksam machen, die dem inklusiven Gedanken, hier bezogen auf Menschen mit Behinderung, noch immer entgegenstehen.

Dass es nicht einfach werden würde, nach dem Studium eine Anstellung zu finden, wusste ich. Ich habe einen für einen blinden Menschen etwas „untypischen“ Beruf. „Ich dachte, Sie arbeiten im Büro.“ Allein dass man studiert hat, sei ja ein Wunder. Aber ich wusste, was ich kann und was alles möglich ist, wenn sich ein Arbeitgeber darauf einlässt. Man braucht manchmal einfach nur etwas Glück und genug positive Überzeugungskraft, damit ein Arbeitgeber sich traut, einem eine Chance zu geben.

Ich durchlief erst eine mir fast ewig vorkommende Odyssee von Bewerbungen, Absagen und Vorstellungsgesprächen, in denen mir immer wieder gesagt wurde, warum dieser Job für mich nicht geht – weil ich ja nichts sehe. Alle Gegenargumente, die ich anführte, waren zwecklos. Auch die Unterstützungsmöglichkeiten seitens der Arbeitsagentur und des Integrationsamtes, wie technische Arbeitshilfen und Arbeitsassistenten, würden diese Probleme nicht lösen. Die Vorurteile gegenüber Menschen mit Behinderung und die Ängste, sich mit dieser Thematik auseinandersetzen zu müssen, sind seitens der Arbeitgeber in Deutschland immer noch sehr groß. Inklusion ist hier noch nicht angekommen. Es gibt weiterhin viel zu tun.

Da scheint mir die verpflichtende Aussage „Schwerbehinderte werden bei gleicher Eignung bevorzugt eingestellt“ nur Makulatur zu sein. Zu Vorstellungsgesprächen wird man immerhin eingeladen, weil die öffentlichen Einrichtungen des Bundes, der Länder und der Kommunen dazu verpflichtet sind und deren Schwerbehindertenvertretungen darauf hinwirken. Und manchmal kann man diese Pflicht in den Gesprächen förmlich spüren, wenn die Stelle eigentlich bereits besetzt wurde und man nur der Form halber zum Gespräch gebeten wird. Nur eingestellt wird man zumeist nicht, denn jemand ohne Behinderung ist

ANJA WINKLER

am 2.10.1982 in Bautzen
„bereits blind“ geboren.
Nach dem Abitur an der
Brandenburgische Schule
für Blinde und Sehbehin-
derte Königs Wusterhausen
Umzug nach Dresden und
Beginn des Studiums der
Erziehungswissenschaften/
Sozialpädagogik/Sozial-
arbeit an der TU. Erfol-
reicher Diplomabschluss
2009. Danach Anstellung
bei einem freien Träger in
der Kinder- und Jugendhil-
fe, zunächst in einer Schu-
le, danach bis Ende ver-
gangenen Jahres in einem
inkluisiven Kulturprojekt
für Kinder und Jugendliche.
Derzeit Vorbereitung auf
einen neuen Job an der TU
Dresden.



... „Inklusion beginnt im Kopf“

natürlich immer besser geeignet. Und wenn man doch eingestellt wird, dann meist nur befristet für höchstens 2 Jahre.

Bei freien Wirtschaftsunternehmen ist es noch schwieriger. Hier gibt es keine Verpflichtung, Schwerbehinderte einzuladen. Also bekommt man auch keine Einladung, sondern irgendwann erhält man eine Absage, bei der die Unternehmen die Bewerbungsunterlagen „zur eigenen Entlastung“ zurücksenden und mitteilen, man solle die Absage nicht „als Beurteilung der Qualifikation“ verstehen. Aber es gibt auch positive Berichte und Erfahrungen, die Mut machen. Inzwischen höre ich auch von Arbeitgebern, die gerne Menschen mit Behinderung einstellen, weil sie deren besondere Fähigkeiten schätzen und deren Behinderung nicht als Defizit sehen.

Ich hatte Glück, dass ich schließlich doch von einem freien Träger der Jugendhilfe zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen wurde. Der damalige Geschäftsführer bot mir bereits im Gespräch eine Stelle in einer Schule an. Für ihn war es selbstverständlich, dass auch Menschen mit einer Behinderung einen solchen Beruf ausüben und darin erfolgreich sein können. Aber danach kam der Marathon mit den Behörden, bei dem nun endgültig das Gefühl entstand, dass einem nur Steine in den Weg gelegt werden.

Ich habe natürlich bei der Agentur für Arbeit eine technische Arbeitsplatzausstattung (PC-Arbeitsplatz mit Braillezeile und Sprachausgabe sowie Scanner und Texterkennungssoftware) beantragt – beim Integrationsamt eine Arbeitsassistenz. Ich hatte schnell eine Firma gefunden, bei der ich mir die Assistenz „einkaufen“ konnte. Aber die „Amtsmühlen“ mahlen langsam, viel zu langsam. Die riesigen Anträge sind für jemanden wie mich, der nichts sieht, schon ein ziemliches Problem, weil es kaum etwas davon barrierefrei als Datei zum Selber-Ausfüllen gibt. Meine Arbeitsassistenz hatte ich erst fünf Monate nach Arbeitsbeginn, meinen PC-Arbeitsplatz nach 3 Monaten. Ich musste bis dahin alle Büroarbeiten auf meinem Privat-PC erledigen, nur gut, dass mein Arbeitgeber so kulant und geduldig war. Andere Arbeitgeber entlassen Menschen mit Behinderung vorzeitig, wenn die Arbeitsplatzausstattung zu lange auf sich warten lässt und somit die behinderten Arbeitnehmer nicht arbeitsfähig sind. Das ist durchaus verständlich, da es sich kein Unternehmen leisten kann, so lange, z. T. bis zu einem Jahr, auf die Entscheidung von Behörden zu warten. Vor allem bei der PC-Ausstattung gab es große Schwierigkeiten mit der Agentur für Arbeit. Es gibt für Dresden nur einen technischen Berater, der darüber entscheidet. Hinzu kommt der Druck, Kosten zu sparen, den die Arbeitsagentur auf ihre Kunden und Antragssteller überträgt. Es war ein ziemlicher Kampf, bis ich dann doch das bekam, was ich nach meinen Wünschen und Erfordernissen beantragt hatte.


Auch das Integrationsamt braucht viel zu lange für die Antragsbearbeitung. Es gibt Arbeitsstellen, bei denen man ohne Assistenz nicht arbeiten kann. Aber meist muss man ohne diese beginnen und das kann dann für die Kollegen eine ziemliche Herausforderung und Belastung werden. Mein Arbeitgeber



... „Inklusion beginnt im Kopf“

war es, der meinem Kollegen „den Rücken frei gehalten“ hat, damit er mich unterstützen und einarbeiten konnte. Es darf nicht sein, dass die Bearbeitung 4 Monate und mit, in meinem Fall notwendiger Korrektur, dann insgesamt 7 Monate dauert! Ein weiteres Problem ist, dass Arbeitsassistenzen schlecht bezahlt werden, sodass es viele Menschen mit Behinderung schwer haben, jemanden zu finden. In der Regel bekommt man auch nur für 50 % der Arbeitszeit eine Assistenz bewilligt, was das Gehalt besonders bei Teilzeitstellen der Menschen mit Behinderung noch mal schmälert. Aber inzwischen gibt es vermehrt Ausnahmen. Ich habe schließlich für 75 % eine Assistenz erhalten. Noch ein Problem ist, dass es erst sogenannte „Hilfen zur Teilhabe am Arbeitsleben“ nach Sozialgesetzbuch IX gibt, wenn die Arbeitszeit 15 Stunden pro Woche beträgt. Von Nebentätigkeiten sind Menschen mit Behinderung damit völlig ausgeschlossen. Das ist aus meiner Sicht eine Ungleichbehandlung, die gegen die UN-Behindertenrechtskonvention verstößt.

Als schließlich alle Probleme für mich gelöst waren, konnte es richtig losgehen. Ich habe viele positive Erfahrungen sammeln können und tolle Kollegen kennengelernt. Von Anfang an war die Zusammenarbeit von großer Offenheit mir gegenüber und gegenseitigem Verständnis und Interesse geprägt. Meine Kollegen konnten alle Fragen loswerden und bewunderten meine Geduld bei den Antworten und Erklärungen. Es war für sie eine neue positive Erfahrung, mit einer blinden Kollegin zusammenzuarbeiten. Wir ließen uns gegenseitig zusagen auf die Welt des jeweils anderen ein. Immer wieder neu beeindruckt war ich von den Kindern, Jugendlichen und den Eltern, mit denen ich arbeitete. Für sie war ich genauso eine Pädagogin wie ein Sehender und sogar noch mehr. Ich war für sie etwas Besonderes, mit besonderen Fähigkeiten und einer anderen Lebenswelt, die sie nicht kannten. Die Kinder hatten mit mir die wenigsten Annäherungsschwierigkeiten, sie waren nicht unsicher wie es manchmal die Erwachsenen sind. Sie waren neugierig und wollten alles wissen, sogar dahingehend, ob ich eine ganz normale Wohnung habe und wie ich koche.

Ich wünsche allen Menschen mit einer Behinderung solche positiven Erfahrungen in ihrem Berufsleben. Ich wünsche ihnen Mut, Selbstbewusstsein, Eigeninitiative und Durchsetzungsvermögen, um Rechte einzufordern. Ich wünsche mir Arbeitgeber, die Menschen mit Behinderung eine Chance geben und ihre Stärken erkennen und fördern. Wenn man dann behinderungsbedingte Schwierigkeiten im Arbeitsalltag sofort anspricht und der Kollege gesprächsbereit und offen ist, kann Inklusion auch im Arbeitsleben gelingen. Dazu appelliere ich an die Politikerinnen und Politiker von Bund, Ländern und Kommunen, Menschen mit Behinderung den Zugang zum ersten Arbeitsmarkt zu erleichtern und ihnen keine Steine in den Weg zu legen oder sie gar ganz abzuschreiben. Denn auch wir haben viel Potenzial! Und für uns alle wünsche ich mir mehr Toleranz und Respekt den Menschen gegenüber, die anders sind als wir. Denn Inklusion beginnt im Kopf! 



Unterstützte Kommunikation

– eine Grundlage für inklusive Kultur und Gesellschaft

Ein Beitrag von Christine Borucker, Augsburg

CHRISTINE BORUCKER

Dipl. Sozialpädagogin
(FH München), Fachpä-
dagogin für Unterstützte
Kommunikation (FH Frei-
burg), Staatl. anerkannte
Erzieherin, Gruppenlei-
tung einer Wohngruppe
für Männer mit geistiger
Behinderung. Mitarbeit
auf einer inklusiven Farm
in Neuseeland. Leitung
eines Begegnungszentrums
für Menschen mit und ohne
Behinderung.
Einführung des POB&A
Instrumentariums von
Prof. Werner Haisch in
Wohneinrichtungen der
CAB Caritas Augsburg. Seit
2006: Fachbereich Unter-
stützten Kommunikation
und Leichte Sprache.
Aufbau von 2 Beratungs-
stellen für Unterstützte
Kommunikation und einem
Fach-Zentrum für Leichte
Sprache in der CAB Caritas
Augsburg.

1. Kommunikation – selbstverständlich?

Kommunikation ist ein elementares menschliches Grundbedürfnis und bildet die Grundlage unserer Entwicklung und unseres Wohlbefindens. Kommunikation ist gleichermaßen für einzelne Menschen wie auch für ganze Systeme, in denen Menschen leben, von Bedeutung. Eine Gesellschaft ohne Kommunikation ist schwer vorstellbar – gerade in Zeiten, in denen die Kommunikation immer mehr unseren Alltag bestimmt.

Doch nicht für alle Menschen ist Kommunikation so selbstverständlich und routiniert wie für die meisten von uns. Kommunikationseinschränkungen wirken sich auf alle Lebensbereiche hinderlich aus und erzeugen häufig Probleme und schwerwiegende Folgen für die Entwicklung, die Partizipation und die Lebensqualität.

Die Ursachen für Einschränkungen in der Kommunikation sind sehr unterschiedlich und weit gestreut. Gründe hierfür können Verletzungen des Gehirns zum Beispiel durch Unfälle, Sauerstoffmangel wie bei Schlaganfällen, eine geistige oder eine körperliche Behinderung sein. Auch Menschen mit Demenzerkrankungen oder psychisch erkrankte Menschen können durch Schwierigkeiten in ihrer Kommunikation in ihrem täglichen Leben stark eingeschränkt sein.

2. Unterstützte Kommunikation – verständlich!

Das Fachgebiet der Unterstützten Kommunikation bietet dem Personenkreis mit Kommunikationseinschränkungen eine Vielzahl an Methoden und Hilfsmitteln an, welche das Verstehen und das Äußern von Sprache fördern und unterstützen. Das Gelingen des Kommunikationsprozesses steht hierbei im Vordergrund, denn Erfolge in der Kommunikation bewirken Motivation. Motivation, die unbedingt notwendig ist, den oft schwierigen und anstrengenden Weg der Unterstützten Kommunikation zu gehen. Unterschieden wird zwischen elektronischen, nicht elektronischen und körpereigenen Hilfsmitteln.

Zu den elektronischen Hilfsmitteln zählen vor allem die sogenannten Talker oder Sprachcomputer, die über verschiedene Ansteuerungsmöglichkeiten wie zum Beispiel einen Joystick oder eine Augensteuerung akustische sprachliche Mitteilungen ausgeben. Je nach Fähigkeit ist hierbei eine freie Kommunikation möglich.



... Unterstützte Kommunikation

Unter nicht-elektronischen Hilfsmitteln versteht man Gegenstände, Bildkarten, Ordnungs- und Ablaufsysteme, welche Handlungsvorgaben ohne oder zusätzlich zur vokalen Sprache verdeutlichen und somit das Verstehen im Alltag verbessern. Ein Abbau von Abhängigkeit und eine Steigerung der selbstständigen Handlungsfähigkeit und dem damit verbundenen Selbstbewusstsein sind hier die lohnenden Ziele. Der Einsatz von körpereigenen Kommunikationsmitteln ist bei allen Menschen mit Kommunikationsbeeinträchtigungen von Bedeutung, denn diese sind immer vorhanden und abrufbar. So kann eine Einführung von körpereigenen Zeichen für ein „Ja“ und ein „Nein“ für die Lebensqualität eines Menschen – zum Beispiel nach einem Unfall – sehr entscheidend sein.

Auf die einzelnen Methoden der Unterstützten Kommunikation hier einzugehen, würde zu weit führen. Dennoch sollen sie kurz benannt werden:

- Gebärdensprache bzw. sprachbegleitende Gebärden
- Picture Exchange Communication System – kurz PECS genannt, bei dem es um Kommunikation mit Bildkarten geht
- Leichte Sprache – eine von Menschen mit Lernschwierigkeiten maßgeblich entwickelte Sprache für bessere Verständlichkeit
- Unterstützte Kommunikative Kinesiologie – kurz UKK, bei der über einen Muskeltest eine Ja-Nein Kommunikation möglich ist
- Facilitated Communication – bekannt als FC oder Gestützte Kommunikation. Durch eine physische, verbale und emotionale Stütze wird das Zeigen auf Gegenstände oder Buchstaben für Menschen mit schweren Kommunikationsbeeinträchtigungen ermöglicht.
- TEACCH – Treatment and Education of Autistic and related Communication handicapped Children – Durch Elemente aus dem TEACCH-Ansatz wie der Visualisierung und Strukturierung von Kommunikation, werden Botschaften verdeutlicht und verständlich gemacht.

3. Unterstützte Kommunikation – inklusiv?

Im Zuge der inklusiven Entwicklung unserer Gesellschaft kann und muss die Unterstützte Kommunikation einen wesentlichen Beitrag zum Gelingen dieses großen Vorhabens leisten. Kommunikation als Grundlage, als Brücke, als Medium für gegenseitiges Verständnis und Verstehen muss in den Fokus der Umgestaltung unserer Gesellschaft rücken. Unterstützte Kommunikation muss in allen Bereichen eingesetzt werden, in denen Kommunikationsbarrieren die Partizipation an gesellschaftlichen Prozessen und Entwicklungen verhindern oder einschränken.

Inklusion ist ein zutiefst demokratischer Gedanke. Alle Menschen sollen teilhaben und mitbestimmen. Doch ohne gelingende Kommunikation ist dies nicht möglich. Deshalb: Kommunikation ist Thema! Verstehen ist Zukunft! Mitreden ist Gestaltung!



... Unterstützte Kommunikation

Der Personenkreis, der von Maßnahmen und Gestaltungselementen mit Unterstützter Kommunikation in unserer Gesellschaft profitieren kann, schließt hierbei zusätzlich zum oben genannten Personenkreis auch Senioren, Menschen mit Migrationshintergrund und Kinder ein.

3. Kultureinrichtungen und UK – innovativ!

Kultur und Kommunikation sind nicht trennbar. Sie sind das zentrale Element unserer sozialen Gesellschaft und stellen das entscheidende Element unserer Entwicklung dar. So sind Kultur und die daraus entstandenen Produkte immer auch Ergebnis und Ausdruck zugleich: Ergebnis von kommunikativ sozialen Prozessen und Ausdruck für kommunikativ soziale Interaktionen. Somit liegt auf der Hand, dass bei Kultureinrichtungen insbesondere auf die Kommunikation mit dem Akteur oder Betrachter der kulturellen Präsentation geachtet werden muss. Unterstützte Kommunikation kann hierbei Hilfen geben, wo es Barrieren und Schwierigkeiten gibt.

Kommunikationsbarrieren können, wie oben bereits aufgeführt, an verschiedenen Ursachen in der Person liegen, sie werden jedoch auch in unserer Gesellschaft – wenn auch wenig bewusst – errichtet. So kann es in Kultureinrichtungen zum Beispiel Barrieren hinsichtlich des Wissens, der Kompetenzen und der Einstellungen über Kommunikation und UK geben oder auch Barrieren, die politische, finanzielle oder technisch-räumliche Ursachen haben.

Für den Abbau von Kommunikationsbarrieren sind insbesondere die Methoden der Leichten Sprache und der TEACCH-Ansatz hilfreich. So können Texte in schriftlicher oder auditiver Form in Leichter Sprache verfasst werden, um Menschen mit Migrationshintergrund, Senioren, Menschen mit Lernschwierigkeiten oder auch Kindern den Zugang zu Informationen und dem Austausch über Kultur und Kunst zu erleichtern. Die Darstellungen können nach dem TEACCH-Ansatz visualisiert und strukturiert werden, damit Abläufe und Erklärungen besser erfasst und verarbeitet werden. Ein wunderbarer Effekt der Leichten Sprache und der Darstellung nach dem TEACCH-Ansatz ist immer und überall beobachtbar: was für Menschen mit Kommunikationsbeeinträchtigungen gut ist, empfinden oft auch Menschen ohne Einschränkungen als hilfreich und klar!

Dies gilt ebenso für den Einsatz von UK-Hilfsmitteln. Was spricht dagegen, dass alle Besucher einen Joystick anstatt einer herkömmlichen PC-Maus verwenden oder wer wird nicht davon profitieren, wenn die Schrift auf Raumschildern, Hinweistafeln oder Speisekarten auch noch mit Symbolen oder Bildern ergänzt sind?

Die Möglichkeiten sind vielseitig und der Nutzen ist groß: Kann man doch durch eine – für alle zugängliche und verständliche Kommunikation ein viel höheres Maß an Bildung, Verständnis und Interaktion erreichen als durch ein exklusives Angebot.



LITERATUR

Lage, Dorothea: *Unterstützte Kommunikation und Lebenswelt –*

Eine kommunikationstheoretische Grundlegung für eine behindertenpädagogische Konzeption.

Verlag Julius Klinkhardt,
Bad Heilbrunn, 2006 //

Handbuch der Unterstützten Kommunikation, von
Loeper-Literaturverlag,
Karlsruhe //

Boenisch Jens, Otto Katrin;
Leben im Dialog, 2005,
Karlsruhe

... Unterstützte Kommunikation

So wird Unterstützte Kommunikation ein Teil unserer Kultur und Menschen mit Kommunikationsbeeinträchtigungen Teilnehmer und Besucher wie alle anderen auch. ¶

Anzeige

**KULTUR
PERSONAL**

**»DIE WICHTIGSTEN ENTSCHEIDUNGEN
IN EINER ORGANISATION
SIND PERSONALENTSCHEIDUNGEN«**

PETER F. DRUCKER

Wir sind eine auf den Kulturbereich spezialisierte Personalberatung. Wir vermitteln zwischen Kultureinrichtungen sowie qualifizierten Bewerberinnen und Bewerbern. Das Motto unserer Arbeit lautet: **»PASST PERFEKT«**.

Sie wollen Mitarbeiter finden, die perfekt zu Ihnen passen? Dann informieren Sie sich jetzt unter **WWW.KULTURPERSONAL.DE**



Was ist Leichte Sprache?

Ein Beitrag des Vereins Netzwerk Leichte Sprache

Leichte Sprache ist eine Form der schriftlichen und mündlichen Kommunikation, die vor allem für und gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten entwickelt wurde. Da die Bezeichnung „geistig behindert“ von vielen Menschen häufig als diskriminierend empfunden wird, sprechen wir von Menschen mit Lernschwierigkeiten. Bei Leichter Sprache geht es darum, dass Texte und Sprache einfach zu verstehen sind. Zum Beispiel indem man kurze Sätze schreibt, auf Fremdwörter verzichtet und Inhalte sinnvoll strukturiert.

Leichte Sprache ist barrierefrei

Um ein möglichst selbstbestimmtes Leben zu führen, sind Rollstuhlfahrer auf abgeflachte Bordsteine angewiesen, blinde Menschen auf Brailleschrift und gehörlose Menschen auf Gebärdensprache. Bei Menschen mit Lernschwierigkeiten ist es häufig die Sprache, die sie von der Gesellschaft ausschließt. Das können Briefe, Verträge, Formulare, Vorträge und Gespräche sein, aber auch Gebrauchstexte wie Busfahrpläne oder Speisekarten. In herkömmlicher Sprache werden oft Wörter benutzt, die für Menschen mit Lernschwierigkeiten zu kompliziert sind. Auch komplexe Satzkonstruktionen führen häufig zu Verständnisproblemen. Dabei ist es in unserer Informationsgesellschaft für alle Menschen unerlässlich, Texte verstehen zu können. Dies hat wesentlichen Einfluss auf die Entscheidungsfähigkeit, das Selbstbewusstsein, die Lebensqualität und die Teilhabe in der Gesellschaft.

Leichte Sprache hilft vielen Menschen

Angebote in Leichter Sprache sollen bisherige Texte und auch literarische Werke nicht komplett ersetzen, sondern sie sind ein zusätzliches Angebot für bestimmte Zielgruppen. Neben den bundesweit über 300.000 Menschen mit Lernschwierigkeiten profitieren auch andere von Leichter Sprache. Zum Beispiel die große Gruppe der funktionalen Analphabeten in Deutschland. Die „Level-One-Studie“ der Universität Hamburg (2011) hat aufgezeigt, dass in der deutschsprachigen Bevölkerung über 2,3 Millionen Menschen nur einzelne Wörter lesen oder schreiben können. Hinzu kommen etwa 5,2 Millionen Menschen, die zwar einzelne Sätze lesen können, aber keine Texte. Leichte Sprache hilft auch Migrantinnen und Migranten, für die Deutsch eine Fremdsprache ist. Auch viele gehörlose Menschen können Leichte Sprache besser verstehen, da die Gebärdensprache ihre erste erlernte Sprache ist. Eine leicht lesbare Sprache wird auch von vielen älteren Menschen bevorzugt.



... Was ist Leichte Sprache?

Leichte Sprache gibt es in vielen Ländern

Leichte Sprache ist aus der Selbstbestimmungsbewegung heraus entstanden. Menschen mit Behinderung schlossen sich zusammen, um ihre Interessen selbst in die Hand zu nehmen. In den USA gibt es diese Bewegung seit den 70er Jahren, dort heißt Leichte Sprache „Easy-to-Read“. In Europa gibt es seit den 60er Jahren erste Versuche einer verständlichen Sprache für Menschen mit Lernschwierigkeiten. Ende der 90er Jahre wurden die ersten „Richtlinien zur leichten Lesbarkeit“ entwickelt. Inzwischen findet man Leichte Sprache zum Beispiel in Skandinavien, im Baltikum, in Großbritannien, Belgien und in den Niederlanden. In einigen Ländern, z. B. in Finnland, richtet sich Leichte Sprache auch an Migrantinnen und Migranten.

Regeln für Leichte Sprache

Es gelten feste Regeln für Leichte Sprache. Diese beziehen sich auf die sprachliche und die gestalterische Ebene. Eine wichtige Regel fordert kurze, einfache Sätze in einer gebräuchlichen Sprache. Auf Fremdworte wird verzichtet, oder sie werden erklärt. Wortwiederholungen sind ausdrücklich erwünscht. Denn Leichte Sprache hat nicht den Anspruch, eine schöne Sprache zu sein, sondern eine Sprache, die viele Menschen besser verstehen können. Die Schriftart sollte klar und serifenlos sein. Die Schriftgröße sollte mindestens so groß sein wie Arial 14 Punkt. Ausreichend große Zeilenabstände, breite Ränder und Bilder erleichtern Lesen und Verstehen zusätzlich.

Alle Texte werden durch Menschen mit Lernschwierigkeiten, die als Prüferinnen und Prüfer arbeiten, gegengelesen und so auf Verständlichkeit geprüft. Erst dann kann das Dokument das Zeichen für Leichte Sprache erhalten. Dieses zeigt eine lesende Person auf blauem Grund und stammt von „Inclusion Europe“. Das ist eine europäische Organisation, die sich für die Rechte von Menschen mit Lernschwierigkeiten einsetzt.

Der Verein Netzwerk Leichte Sprache

Die über 40 Regeln für Leichte Sprache wurden vom Netzwerk Leichte Sprache entwickelt, in dem seit 2006 Übersetzer und Übersetzerinnen, Prüfer und Prüferinnen zusammenarbeiten. Seit August 2013 ist das Netzwerk Leichte Sprache ein Verein. Die Vereinsmitglieder kommen aus dem ganzen Bundesgebiet und aus Österreich und sie setzen sich für die Verbreitung von Leichter Sprache ein. Sie übersetzen Texte in Leichte Sprache, veranstalten Schulungen und Tagungen und halten Vorträge, zum Beispiel in Einrichtungen der Behindertenhilfe, bei Ämtern oder Firmen.

Alle wichtigen Informationen soll es auch in Leichter Sprache geben: Anträge, Gesetze, Gebrauchsanleitungen, Nachrichten und vieles mehr. Das Recht auf Leichte Sprache soll, ähnlich wie das Recht auf Gebärdensprache und Brailleschrift, in Gesetzen verankert sein. Dazu hat das Netzwerk Leichte Sprache 2009 eine Petition beim Deutschen Bundestag eingereicht und im Vorfeld mehr



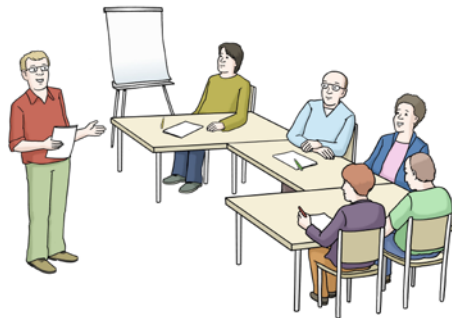
... Was ist Leichte Sprache?

als 13.000 Unterschriften gesammelt. Erste Erfolge dieses Engagements für Leichte Sprache gibt es inzwischen. So schreibt zum Beispiel die seit September 2011 geltende BITV 2.0 (Barrierefreie-Informationstechnik-Verordnung) Internet- und Intranetangeboten der Bundesverwaltung Inhalte in Leichter Sprache vor. Im Juli 2013 hat das Bundesministerium für Arbeit und Soziales in Zusammenarbeit mit dem Netzwerk Leichte Sprache einen Ratgeber für Leichte Sprache herausgegeben, der sich an die Mitarbeiter von Ämtern und Behörden richtet. Kommunikative Barrierefreiheit ist auch eine der Grundforderungen der UN-Behindertenrechtskonvention, die seit 2009 in Deutschland rechtsverbindlich ist. So heißt es im Artikel 21 beispielsweise: „Die Vertragsstaaten müssen Menschen mit Behinderungen für die Allgemeinheit bestimmte Informationen rechtzeitig und ohne zusätzliche Kosten in zugänglichen Formaten und Technologien, die für unterschiedliche Arten der Behinderung geeignet sind, zur Verfügung stellen.“ Im Aktionsplan der Bundesregierung zur UN-Behindertenrechtskonvention (Punkt 6.10) steht, das Arbeits- und Sozialministerium werde mit dem Netzwerk Leichte Sprache einen Leitfaden für die Umsetzung von Inhalten in Leichter Sprache entwickeln. Es gibt also noch viel zu tun.¶

Zwei Beispiele: Schwere Sprache – Leichte Sprache

Originaltext aus einem Leitbild:

Durch Qualifikation unseres Personals und Schulung unserer Beschäftigten erhalten und entwickeln wir das Qualitätsniveau und Qualitätsbewusstsein in unseren Werkstätten, damit wir ein zukunftsstarkes Unternehmen bleiben.



Übersetzungsbeispiel in Leichter Sprache:

Unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind gut ausgebildet.

Sie machen viele Fortbildungen mit.

Dort bekommen sie neue Ideen für die Arbeit.

Wir schulen die Beschäftigten von der Werkstatt.

Alle wollen ihre Arbeit sehr gut machen.



... Was ist Leichte Sprache?

Alle denken darüber nach:

Wie können wir die Arbeit noch besser machen?

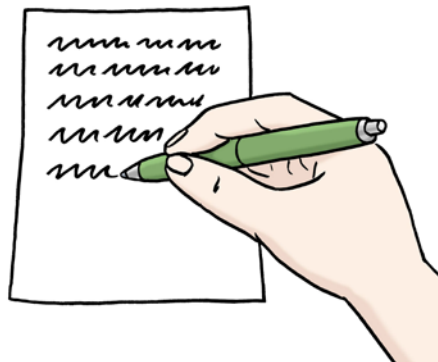
Denn die Werkstatt soll ein starkes Unternehmen bleiben.

Das Beispiel ist von: Büro Leichte Sprache; AWO Bundesverband e.V.; Telefon 030 – 26 309 – 271; E-Mail leichtesprache@awo.org

Originaltext aus einem Formular:

Bei Weitergewährungsanträgen erstellt die Einrichtung oder der Therapeut einen Entwicklungsbericht mit dem die bisher erreichten sowie die weiteren Ziele der Eingliederungshilfemaßnahme dargestellt werden. Die Unterschrift des Hilfesuchenden oder gesetzlichen Vertreters auf dem Entwicklungsbericht gilt bei uns als Weitergewährungsantrag.

Übersetzungsbeispiel in Leichter Sprache:



Weiter-Gewährungs-Antrag

Mit diesem Antrag kann man eine Hilfe weiter bekommen.

Zum Beispiel:

Herr Müller lebt schon länger im Betreuten Wohnen.

Er möchte gern im Betreuten Wohnen bleiben.

Dafür muss er einen Antrag ausfüllen.

Der Antrag heißt in schwerer Sprache:

Weiter-Gewährungs-Antrag.

Das müssen Sie für den Antrag tun:



... Was ist Leichte Sprache?



Ein Betreuer oder eine Betreuerin
von der Einrichtung schreibt einen Bericht.
Darin sind die Ziele, die Sie schon erreicht haben.
Und die Ziele, die Sie noch erreichen wollen.
In schwerer Sprache heißt das: Entwicklungs-Bericht.
Sie müssen den Bericht unterschreiben.
Die Unterschrift bedeutet:
Sie wollen die Hilfen weiter bekommen.

Das Beispiel ist von: Annette Flegel, Sprachflügel/Lebenshilfe Main-Taunus:
Telefon 0 15 78 - 45 58 825, E-Mail annette.flegel@lhmtk.de

Abbildungen Leichte Sprache: © Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung Bremen e.V.;
Illustrator Stefan Albers, Atelier Fleetinsel, 2013; Verwendung nur für diesen Text gestattet.

WEITERE INFORMATIONEN

www.leichtesprache.org



DIPL.-ING. HILKE
GROENEWOLD

Architektin und
Sachverständige für
Barrierefreiheit in
Stadtraum, Architek-
tur und Design

Nach projektleiten-
der Tätigkeit als
Architektin seit 2008
als Sachverständige
für Barrierefreiheit
tätig.

Für öffentlich zu-
gängliche Gebäude
und kommunale Au-
ßenraumplanungen
erstellt sie Planungs-
beratungen, Realisie-
rungsbegleitungen,
Fachplanungen und
Gutachten zum The-
ma zu allen Facetten
der Barrierefreiheit.
Seit 2011 hat sich Frau
Groenewold mit der
Initiative Ausstellun-
gen Barrierefrei auf
das Thema Barriere-
freie Ausstellungen
spezialisiert und bie-
tet hierzu Beratung,
Prozessbegleitung
und Schulungen an.

[www.barrierefrei-
heit-architektur.de](http://www.barrierefrei-
heit-architektur.de)

[www.ausstellungen-
barrierefrei.de](http://www.ausstellungen-
barrierefrei.de)

Architektur und Barrierefreiheit

Ein Beitrag von Hilke Groenewold, Berlin

Die gesellschaftliche Vision der Inklusion und das darin festgelegte Recht auf einen gleichberechtigten Zugang von Menschen mit Behinderungen bzw. mit eingeschränkten Fähigkeiten zu Gebäuden, Diensten und kulturellen Darbietungen ist inzwischen den jeweiligen Anbietern bewusst. Design for All oder Barrierefreiheit ist gleichzeitig ein roter Teppich für die älteren Besucher, dessen Anzahl stetig wächst. Somit handelt es sich um eine Einrichtung, welche sich diesem gesellschaftlichen Anspruch öffnet, auch wirtschaftlich, weil sie sich einem anwachsenden Kundensegment öffnet.

Barrierefreiheit ist in mehreren Gesetzen klar definiert: Barrierefrei sind bauliche und sonstige Anlagen, (...), technische Gebrauchsgegenstände, Systeme der Informationsverarbeitung, akustische und visuelle Informationsquellen und Kommunikationseinrichtungen sowie andere gestaltete Lebensbereiche, wenn sie für behinderte Menschen in der allgemein üblichen Weise, ohne besondere Erschwernis und grundsätzlich ohne fremde Hilfe zugänglich und nutzbar sind.

Das Themenpaket hat viele Ebenen und je nach Gebäude und Art der Darbietung sind die Anforderungen jeweils genau zu beleuchten. Was befähigt jeweils ein Museum, eine Ausstellung, eine Bibliothek, ein Archiv, ein Lichtspielhaus, ein Theater oder gar ein Opernhaus ein barrierefreies Angebot für die Öffentlichkeit anzubieten? Nicht selten sind solche Gebäude Denkmäler. Viele sind kleine sich wirtschaftlich kaum tragende Einrichtungen, welche auf ehrenamtliche Mitarbeit bauen. Ist hier Barrierefreiheit ein hohes und umfangreiches Ziel, das nur schwer erreichbar ist? Und wie sieht es mit den realen Möglichkeiten vor allem in bestehenden Gebäuden aus?

Zugänglichkeit der Hülle und des Angebots?

Die Haupthürden für eine allgemeine Zugänglichkeit und Nutzbarkeit sind in der Regel:

- die Stufen und Treppen am Eingang und im Gebäude,
- eine sehr schwergängige Eingangstür,
- die fehlende Zugänglichkeit, Nutzbarkeit und Auffindbarkeit eines Kassen-, Schalter- und Garderobensbereichs,
- das Fehlen einer barrierefreien Toilette,
- für sehbehinderte Personen ein schlecht lesbares Orientierungs- und Leitsystem sowie das Fehlen einer Stufenvorderkantenmarkierung und
- die fehlende Erlebnismöglichkeit der jeweiligen kulturellen Darbietungen für Menschen mit Behinderung.



... Architektur und Barrierefreiheit

Mancher, der dies anpacken will, schreckt von der Fülle des zu Tuenden ab. Hierbei empfiehlt sich eine systematisch aufbauende Herangehensweise – die Herangehensweise der Sieben-Punkte.

Punkt 1 – Zugänglichkeitsbeauftragte/r

Um das Thema mit Nachdruck und Plan voranzubringen, ist ratsam in jeder Einrichtung eine/n Zugänglichkeitsbeauftragte/n zu ernennen. Eine Person, die mit Elan und der nötigen Zeitfreistellung sich vertiefte Fachkunde zu dem Thema erarbeiten kann. Und die weitsichtig mit Rückendeckung aus Verwaltung, Leitung und Mitarbeiterschaft einen abgestimmten Plan für die Realisierung erarbeitet. Dazu ist nicht zuletzt die Einsicht in das Budget und die Einflussnahme auf Umplanungen im Hause notwendig. Dabei sind die Entscheidungen über die Umfänglichkeit zur Realisierung von Barrierefreiheit transparent und nachvollziehbar darzulegen und nach unterschiedlichen Zeithorizonten der Realisierung aufzuschlüsseln. Je nach Baualter des Hauses und kulturellem Angebot werden die Lösungen eher baulicher Art, oder die Ausstattung betreffend, das Service-Angebote oder IT-Lösungen sein. Auch ist das Ausarbeiten von zielgruppenspezifischen Angeboten notwendig, wie z. B. Medienangebote oder Führungen. Anzuraten ist in dieser Konzeptphase ebenso der Austausch mit den örtlichen Betroffenenverbänden und/oder Behindertenbeauftragten.

Punkt 2 – Eine Stufe ist eine Stufe ...

Die Stufe ist der Klassiker der Barriere ebenso wie Unebenheiten in allen Ausprägungen. Rampen z. B. können als gestaltende Elemente konzipiert sein. Durch die Anforderung an ein Gefälle von maximal 6% fallen diese jedoch oft zu lang aus, um in die bestehende Architektur integriert werden zu können.

Bei geringer Stufenanzahl kann bei ausreichend großem Vorplatz auf eigenem Grundstück oder mit Zustimmung des Tiefbauamtes durch Geländemodellierung die zu überwindende Höhe überwunden werden (s. Abb. 1 u. 2).



Abb. 1: Geländemodellierung zum Eingang des denkmalgeschütztem Stülerbaus in dem sich die Sammlung Berggruen befindet, Berlin, Architekt Hilmer und Sattler



Abb. 2: Eingebaute Rampe als gelungene Addition im Denkmal, Stadtmuseum Dresden, Architekt Architekten Klinkenbusch + Kunze.



... Architektur und Barrierefreiheit

Eine weitere Möglichkeit ist eine zur Treppenanlage parallel angeordnete Hubplattform, welche sich in das architektonische Ensemble einpasst (s. Abb. 3).



Abb. 3: Hubplattform im Außenbereich, Museum Charlottenburg Wilmersdorf, Berlin, Architekturbüro Pitz und Hoh.

Punkt 3 – Das Tor ins Haus

Fast alle schwergängigen Eingangstüren können mit einer Automatik versehen werden, die per Taster bedienbar ist. Bei der Anordnung des Tasters ist die benötigte Einbauhöhe und Bewegungsfläche für Personen im Rollstuhl zu berücksichtigen. Eine weitere Variante ist die Anordnung von automatischen Schiebetüren hinter schweren und breiten Eingangstüren. Denn so kann während der Öffnungszeit, die schwere Tür, welche eine Barriere darstellt, im geöffneten Zustand festgestellt werden, sodass jeder hinderungsfrei hinein- und hinausgehen kann (s. Abb. 4).

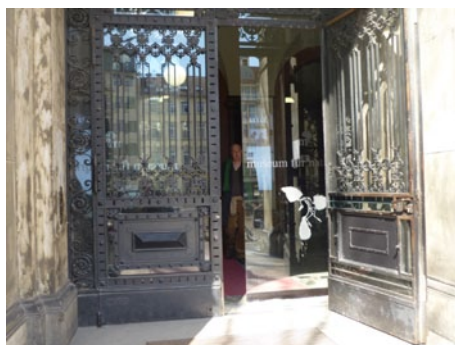


Abb. 4: Schwere gusseiserne Eingangstür geöffnet zu Öffnungszeiten mit dahinterliegender automatische Schiebetür aus Glas, Museum für Naturkunde Berlin, Umbau Ostflügel Diener & Diener.

Punkt 4 – Der Empfang

Als empfangender Punkt müssen der Kassen-, Tresen- und Servicebereich, sobald ein Gebäude neu errichtet wird, umfänglich barrierefrei sein. Bei bestehenden Häusern ist auf diesen Willkommenspunkt ein besonderes Augenmerk zu richten. Für rollstuhlnutzende Personen ist ein niedrigerer Tresenbereich herzurichten, um darüber hinweg sehen und greifen zu können, wobei auch die notwendigen Bewegungsflächen zu berücksichtigen sind. Für sehbehinder-



... Architektur und Barrierefreiheit

te Menschen muss eine kontrastreiche Gestaltung des Möbels im Raum realisiert werden und für Blinde eine eindeutige Leitung dorthin geben. Schwerhörige benötigen, wenn dieser Bereich hinter Glas oder die Umgebung sehr laut ist, eine induktive Höranlage, dessen Nutzungsmöglichkeit auch zu kennzeichnen ist. Dies ist wichtig, damit das mitgebrachte individuelle Hörgerät auf den Empfang umgestellt werden kann.

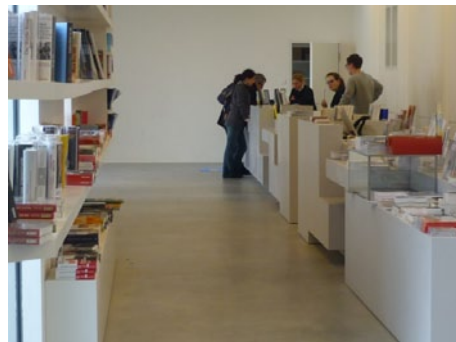


Abb. 5: Rollstuhlgerechter Tresenbereich als Gestaltungselement, Gedenkstätte Hohenschönhausen Berlin, hg merz architekten.

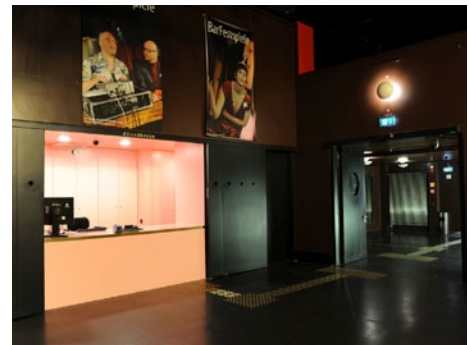


Abb. 6: Bodengebundenes Blindenleitsystem aus Messing zur Kasse der Kammerspiele des Staatstheaters Darmstadt, Planung Leitsystem Michael Müller CBF Darmstadt (Foto: Barbara Aumann).

Punkt 5 - Kontraste, Schriftgröße und Stufenmarkierung

Für Architekten und Designer ist das Thema der visuellen Kontraste, Schriftgrößen und Stufenvorderkantenmarkierung ein Einschnitt in monochrome Gestaltungsideen. Wird dieses Gestaltungsmerkmal aber von Anfang an als zu beachtenden Aspekt kommuniziert, kann ein solches Thema ein positiv integrierter Bestandteil des Entwurfskonzeptes werden.

Von dieser Gestaltungsmaxime profitieren nicht nur Sehbehinderte sondern mit der Wahl eindeutiger Piktogramme wird für viele eine bessere Orientierung im Raum ermöglicht und zwar für Ältere, Schwerhörige, Gehörlose, Menschen mit Lernbehinderungen und für Kinder. Die notwendigen Kontrastwerte und Schriftgrößen sind zu berechnen und die Ausleuchtung der Informationsflächen ist relevant.

Die Stufenvorderkantenmarkierung ist sehr wichtig, um Verletzungen zu verhindern. Die Markierungen können in bestehende Steinstufen durch Einschnitte oder Aufsätze hergestellt werden. Bei Treppen, die mit einem Nutzbelag versehen sind, kann eine kontrastreiche Stufenvorderkantengestaltung bautechnisch sehr einfach zu einem durchgängigen Gestaltungsmerkmal werden.



... Architektur und Barrierefreiheit



Abb. 7: Nachträgliche Stufenvorderkantenmarkierung durch Stahlblech, Jacob und Wilhelm Grimm Zentrum, Berlin, Max Dudler Architekt.

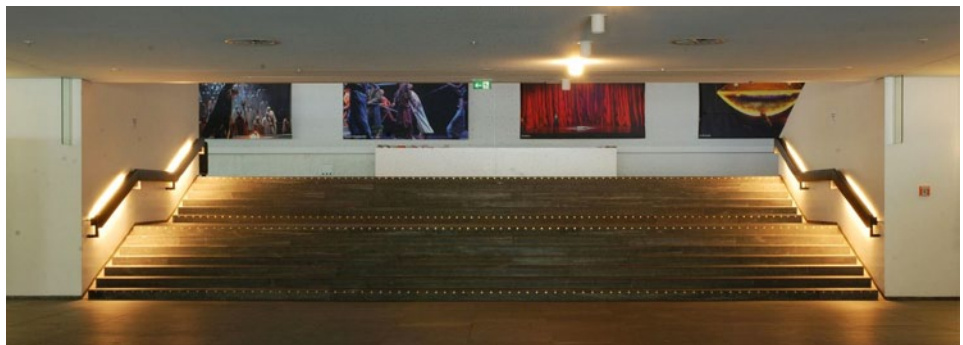


Abb. 8: Treppenmarkierungen mit Messingknöpfen an den Setzstufen der großen Innentreppen im Staatstheater Darmstadt, Projektbegleitung bodengebundenes Blindenleitsystem Michael Müller CBF Darmstadt (Foto: Michael Müller)



Abb. 9: Stufenvorderkantenmarkierung bei einer mit Linoleum belegten Treppe, Haus des Rundfunks, Hans Poelzig.



... Architektur und Barrierefreiheit

Punkt 6 – Konzept für Alle bei kulturellen Darbietungen und Dienstleistungen?

Jedes Haus sollte versuchen ein Konzept für das eigene barrierefreie Angebot zu erarbeiten. Hilfreiche Fragenpaletten hierzu sind:

Gibt es Angebote für **Rollstuhlnutzende**? Sind diese Angebote in der richtigen Höhe und Anordnung und mit den notwendigen Bewegungsflächen versehen? Sind eventuell bewegliche Elemente vorzusehen? Können im Zuschauerraum unterschiedliche Preisklassen auch mit dem Rollstuhl erreicht werden?

Ist die Gestaltung der visuellen Kontraste und Schriftgrößen derart, dass **Sehbehinderte** sich orientieren und informieren können. Welche Hilfsmittel kann ich anbieten? Können besondere Plätze reservierbar ausgebildet werden? Kann Begleitmaterial in Großdruck angeboten werden? (s. Abb. 10)

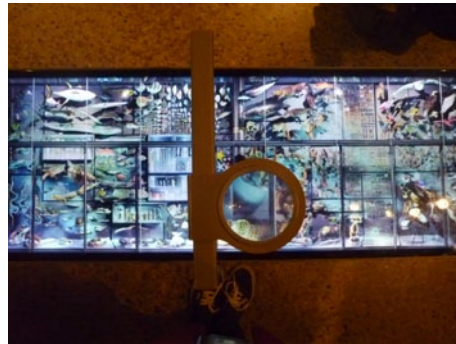


Abb. 10: Fotografisches Abbild einer sehr hohen Vitrine mit Lupe, die über das gesamte Pult fahren kann, Museum für Naturkunde, Berlin, Ausstellungsarchitekten Bertron Schwarz Frey

Welche Angebote nach dem Zwei-Sinne-Prinzip können entwickelt werden. Was kann anstelle des Sehens tastbar oder hörbar angeboten werden? Kann z. B. ein Bühnenbild und die Kostüme eventuell für **Blinde** vor der Vorstellung ertastet werden? Sind lange Texte auch als Videos in Deutscher Gebärdensprache vorhanden? Gibt es Untertitel oder eine Audiodeskription bei Filmen? Müssen besondere Medien und Geräte zur Verfügung gestellt werden?

Wie kann ein Standort mit akustischen Informationen oder ein Veranstaltungsort ausgestattet werden, so dass **Schwerhörige** es wahrnehmen können? Sollen mobile oder stationäre Elemente zur Verwendung kommen?

Wie und womit kann das Angebot auch für Menschen mit **kognitiven Behinderungen** interessant vermittelt werden? Welche Texte sollten in Leicht zu verstehende Texte übersetzt werden oder gibt es noch zusätzliche Kanäle der Vermittlung?

Desweiteren: Welche zyklischen Angebote können erarbeitet werden, die Personen mit besonderen Bedürfnissen als Zielgruppe haben? Kann ein ganz spezielles Service-Angebot, welches auf Anfrage oder zu festgelegten Zeiten angeboten wird, eine Lösung im Sinne der Barrierefreiheit sein?



... Architektur und Barrierefreiheit

Und nicht zu letzt: Kann in einer Gemeinde oder Stadt ein koordiniertes Konzept zur flächenbezogenen Barrierefreiheit an kulturellen Angeboten erarbeitet werden? Wie können genügend Angebote für ALLE sichergestellt werden?

Punkt 7 – Gute Kommunikation von Anfang an

Die Kommunikation und Beantwortung von Fragen über Barrierefreiheit sind sehr wichtig, damit Sie Menschen mit Behinderung überhaupt angemessen informieren können. Sie müssen wissen, ob das Gebäude und das Angebot für sie zugänglich ist. Informationskanäle hierzu sind Internet, Telefon, E-Mail und Fax. Deshalb ist die Gestaltung der barrierefreien Informationsübergabe zu bedenken.

Die leicht auffindbaren Informationen auf einer mindestens blinden- und sehbehindertengerechten Website müssen das tatsächliche Angebot zur Barrierefreiheit wahrheitsgemäß beschreiben und bestehende Hindernisse sind hierbei aktiv zu benennen. Hingegen können falsch geweckte Erwartungen schnell zu einem öffentlichem Ärgernis führen.

Einfach anfangen ist angesagt! Machen Sie Ihren Plan ...

Eine positive Einstellung dem Thema gegenüber ist eine Bereicherung für jede Institution. Deplaziert ist hier die Frage nach der Kosten-Nutzen-Rechnung, denn diese ist unter dem Aspekt des heutigen gesellschaftlichen Verständnisses der Inklusion zu betrachten. Zeitgeist der europäischen und bundesdeutschen Politik ist die Normalität des Anderseins der Menschen und die Wachstumsmöglichkeit des einzelnen Individuums, die damit einhergeht. State of the art ist das Thema anzugehen und Angebote zu entwickeln, die für ALLE interessant sein können. ¶



Inklusive Ausstellungen und Museen

Ein Beitrag von Hilke Groenewold, Berlin

Allumfänglich für ALLE gestaltete inklusive Ausstellungen und Museen sind bisher in Deutschland einzelne Highlights. Teilweise waren es Ausstellungen die sich ganz gezielt den Themen Inklusion, Barrierefreiheit und dem Normalitätsbegriff gewidmet haben. Gut ist, dass immer mehr Häuser unterwegs zur Barrierefreiheit sind. Auf einem Weg mit einem Mix aus Ausstellungsgestaltungen mit intergrativen behinderungsspezifischen Anteilen und zielgruppenspezifischem museumspädagogischem Angeboten.

Um das gesellschaftlich eingeforderte Ziel nach umfassenden barrierefreien Ausstellungen zu definieren, gibt es in Deutschland zwei Publikationen, die von Museumsverbänden in Zusammenarbeit mit Betroffenenverbänden erstellt worden sind:

- Design for All – Checkliste zur Konzeption und Gestaltung von barrierefreien Ausstellungen (Nov. 2011)
- Das inklusive Museum – Ein Leitfaden zu Barrierefreiheit und Inklusion (Nov. 2013)

Diese zwei Publikationen dienen als Handreichung und Planungshilfe für Ausstellungshäuser und ergänzen sich durch ihre unterschiedlichen Ansätze. Daneben gibt es noch eine ganze Reihe von auch Vorreiter-Publikationen, die exemplarisch am Ende des Artikels genannt werden.

Checkliste zur Konzeption und Gestaltung von Ausstellungen

Design for All – Checkliste zur Konzeption und Gestaltung von barrierefreien Ausstellungen

Herausgeber: Landesverband der Museen zu Berlin e. V., November 2011, <http://www.lmb.museum/de/fach-und-arbeitsgruppen/ag-barrierefreiheit-ausstellungen/barrierefreiheit/>

Die Berliner Checkliste ist im Land Berlin konzipiert als ein Bestandteil der Förderanträge öffentlicher Mittel von Ausstellungsprojekten und ist nach Behinderungsarten aufgeteilt. Bei der Mittelbeantragung sollen die Häuser sich verpflichten, mindestens für eine oder für mehrere Behinderungsarten umfangreiche Barrierefreiheit zu erreichen und müssen dies auch mit beschreibenden Texten über Maß und Art der Realisierung unterlegen.

Leitfaden für inklusive Museen

Das inklusive Museum – Ein Leitfaden zu Barrierefreiheit und Inklusion, Herausgeber: Deutscher Museumsbund e. V., Bundesverband Museumspädagogik e. V. und Bundeskompetenzzentrum Barrierefreiheit e. V., November 2013,



... Inklusive Ausstellungen und Museen

http://www.museumbund.de/fileadmin/geschaefts/dokumente/Leitfaeden_und_anderes/DMB_Barrierefreiheit_digital_131120.pdf

Der Leitfaden des Deutschen Museumsbundes – dem Interessensverband aller deutschen Museen – beschreibt den Akteuren der Museumslandschaft durch diese Publikation, wie die unterschiedlichen Bestandteile einer Ausstellung inklusiv zu gestalten wären. Der Leitfaden ist sozusagen ein Wegbegleiter, Anregungsgeber und kleines Nachschlagewerk zugleich. Die Gliederung ist dabei ganz bewusst nicht nach Behinderungsarten aufgeteilt.

Beide Publikationen betrachten unterschiedliche Felder einer Ausstellung, nämlich:

- Wie komme ich in die Ausstellung?
- Wie informiere ich mich über die Ausstellung?
- Wie ist die Ausstellung zu gestalten?
- Wie ist die Auswahl der repräsentativen Exponate?
- Welche Exponate eignen sich besonders für ein inklusives Erlebnis?
- Wie ist die Leitung sehgeschwacher Individualbesucher konzipiert?
- Wie sind Texte zu verfassen und zu gestalten?
- Wie sind Bildungs- und Vermittlungsangebote zu konzipieren?

Die Erwartungen an Ausstellungen bezüglich Inklusion und Barrierefreiheit gehen in Deutschland über das Anbieten von zielgruppenspezifischen Führungen hinaus. Trotzdem ist dieser Ansatz, wenn er wohl konzipiert ist ein wertzuschätzender Anfang und bei Wechselausstellungen mit geringem Budget eventuell die einzige machbare Lösung.

Generell wird von Seiten der im Thema Inklusion engagierten Museumspädagogen fortwährend bemängelt, dass von Seiten der Kuratoren und Ausstellungsgestalter wenig Sensibilität und Umsetzungswille für das Thema vorhanden ist. Ebenso auch dass immer wieder den Museumspädagogen die Aufgabe obliegt, die in der Ausstellungsgestaltung entstehenden Lücken bezüglich Inklusion mit speziellen Führungsformaten zu füllen.

Für die Konzeption inklusiver oder für einige Zielgruppen barrierefreie Ausstellungen ist die interdisziplinäre Zusammenarbeit besonders wichtig. Nur so können sich die wissenschaftlichen, künstlerischen und besucherorientierten Betrachtungsweisen zu einer Ausstellungsgestaltung verbinden. Sehr wichtig und notwendig ist hier auch die Beteiligung von Personen aus der jeweiligen Zielgruppe, als Spezialisten in eigener Sache. Da jede Behinderung individuell ist, sollten diese Personen in der Stadt oder Gemeinde für die Zielgruppe repräsentative Meinungen vertreten. Zu Anfang sind die interdisziplinären Prozesse für das jeweilige Haus zusätzliche Prozesse, die Zeit beanspruchen. Diese werden aber nach und nach, wenn sie positiv als Aufgabe angenommen werden, zu einer dazugehörigen Betrachtungsweise weiterer Ausstellungskonzeptionen heranwachsen.



... Inklusive Ausstellungen und Museen Bedarfe und zu Beachtendes

Die Bedarfe der einzelnen Gruppen von Menschen mit Behinderung sind sehr unterschiedlich. Im Folgenden werden die zielgruppenspezifischen Bedarfe, bezogen auf die konkrete Ausstellungsgestaltung die einen Individualbesuch ermöglichen, stichpunktartig zusammengefasst.

Rollstuhlnutzende Besucher benötigen insgesamt mehr Platz, Stufen- und Schwellenlosigkeit, anfahrbare und bedienbare Ausstattungselemente, Unterfahrbarkeit und Einsehbarkeit aus sitzender Perspektive.

Hinweis: Aspekte, die leicht zu realisieren sind, aber immer wieder besonders bei der Gestaltung von Vitrinen keine Beachtung finden. Ärgerlich, denn Kinder und Kleinwüchsige sind somit genauso ausgeschlossen (s. Abb. 1).



Abb. 1: Vitrinenausstattung und -anordnung, die Einsicht aus sitzender und stehender Perspektive ermöglichen, Stadtmuseum Dresden



Abb. 2: „Georg Büchner. Revolutionär mit Feder und Skalpell“, Mathildehöhe Darmstadt, Hubbühnen parallel zu Treppe in Ausstellungsarchitektur integriert, Projektbegleitung Barrierefreiheit CBF Darmstadt: (Foto: Michael Müller)

Gehbehinderungen, Kraft- und Konditionsmangel hierzu gehören alle, die nicht mehr so bei Kräften und Kondition sind, insbesondere ältere Menschen. Hier sind Sitzgelegenheiten, Stabilität bei Niveauwechsel und leicht bedienbare Elemente besonders wichtig.

Hinweis: Das Fehlen von Sitzgelegenheiten wird bei jeder Ausstellung bemängelt, mobile Sitzgelegenheiten und Leihrollstühle können auch eine Lösung sein. (s. Abb. 3)



Abb. 3: Mobile Sitzgelegenheiten und Leihrollstühle, Neues Museum, Berlin

Blinde Besucher benötigen eine Auswahl von tastbaren repräsentativen Ausstellungselementen als Originale oder Repliken (originalgetreu oder als speziell



... Inklusive Ausstellungen und Museen

entwickeltes Tastelement (s. Abb. 4-5). Angebote von zusätzlichen Standorten mit deskriptiven Audioinformationen, sowie Konzeption eines Audioguides für Blinde, taktile oder automatische Blindenleitung durch die Ausstellungen als Hinleitung zu Tastexponaten, Audiostationen und zu den Auslösepunkten eines Audioguides, auf Hindernisse, die Verletzungsgefahren darstellen, ist hinzuweisen

Hinweis: Blindenleitsysteme können bodengebundene taktile Element mit zusätzlichen taktilen Nummern zur Auslösung des Audioguides sein, wobei ein gut funktionierendes bodengebundenes Leitsystem sowohl erhaben und visuell kontrastierend sein sollte (s. Abb. 6). Diese bodengebundenen Elemente sind als Gestaltungselement von Anfang an mit zu denken. Automatische Auslösepunkte für einen Audioguide, sind m. E. für den Individualbesucher nur wirklich befähigend, wenn der Weg vorgegeben ist wie z. B. bei der Reichstagskuppel. Forschungen zu Indoor-Navigation sind im vollem Gange, aber ein marktfähiges Produkt gibt es noch nicht.

Generell sollte in der Ausstellung nur ein Audio- oder Mulimediaguide für alle Besucher verwandt werden. Dieser kann mit unterschiedlichen Spuren der Informationstiefe versehen sein – nur so sind inklusive Besuche möglich. Hierzu die Empfehlungen des Deutschen Blinden- und Sehbehindertenverband (DBSV e.V.) <http://www.dbsv.org/dbsv/unsere-struktur/dbsv-gremien/tourismus/fachtagung-zu-barrierefreien-audio-und-multimediaguides-2012/?style=o#c3734>



Abb. 4: Tastexponat als originalgetreue Miniatur mit Nummern in Braille und Profilschrift des Audioguidetextes, Deutschen Historischen Museum, Dresden



Abb. 5: Tastexponat einer Dadaistischen Skulptur in Form einer Legende, Ausstellung Wien-Berlin Kunst zweier Metropolen von Schiele bis Grosz, Berlinische Galerie, Begleitung Barrierefreiheit Hilke Croenewold

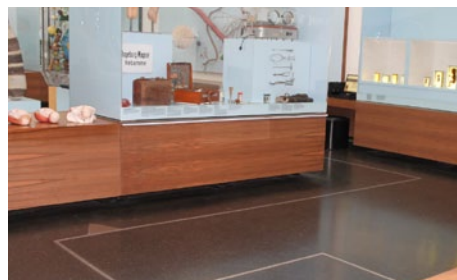


Abb. 6: Bodengebundenes Blindenleitsystem im Deutschen Historischen Museum, Dresden, Ausstellungs-gestaltung Gerhards & Glücker



... Inklusive Ausstellungen und Museen

Sehbehinderte Besucher benötigen eine visuell kontrastreiche Gestaltung und ausreichend großen Schriften in der Ausstellung, gute Ausleuchtung ohne reflektierende Oberflächen, audiodeskriptive Beschreibung durch Audioguides. (s. Abb. 7)

Hinweis: Eine Fotograferlaubnis oder Medienstation vor Ort mit digitalen Fotografien zu den Exponaten machen es möglich, sich Ausschnitte eines Bildes im individuell wahrnehmbarem Maßstab anzusehen. Eine sehbehindertengerechte Gestaltung ist zur besseren Orientierung und Informationsübermittlung ebenso sinnvoll für Kinder, Menschen mit Lernschwierigkeiten, Gehörlosen und ältere Menschen.



Bild 7: Objektlabels auf Sockel zur guten Einsicht für Rollstuhlnutzende und Sehschwache, Rautenstrauch-Joest Museum, Köln, Sonderausstellung Made in Oceania

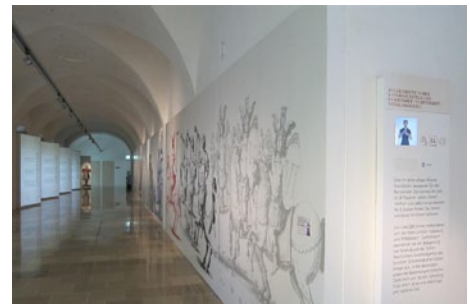


Abb. 8: In Ausstellung integrierte Station mit Deutscher Gebärdensprache, Texte in Einfacher Sprache und Audiostation. Landesausstellung 2012 in Stift Ranshofen in Oberösterreich „Verbündet, Verfeindet, Verschwägert“, Ausstellungsgestaltung Doris Prenn

Gehörlose Besucher gliedern sich je nach Zeitpunkt des Ertaubens in Gebärdensprachverständige (geschriebene Texte sind in der Regel wie eine Fremdsprache) und Textverständige (Ertaubung nach Spracherwerb). Deshalb müssten sämtliche Audioinformationen sowohl in Textform als auch in Gebärdensprache und in Textinformationen mit Gebärdensprache übermittelt werden. Eine visuell eindeutig orientierende Gestaltung ist wichtig, da Rückfragemöglichkeit nicht gegeben ist.

Hinweis: Gut positionierte Monitore oder Multimediaguides mit Gebärdensprachvideos sind hier adäquate Lösungen (s. Abb. 8). Führungen für gebärdensprachverständige Gehörlose sollten vorzugsweise von Gehörlosen oder zumindest von in der Szene gut eingeführten Gebärdensprachkundigen geleitet werden. So wird eine Peer to Peer-Kommunikation und direkte Kommunikation ermöglicht.

Schwerhörige Besucher benötigen technische Lösungen zur gezielten Übertragung des Hörsignals auf das Hörgerät. Sowie räumliche Gestaltungen mit geringen Nachhallzeiten. Wenn Audiostationen, dann nur mit lokaler Beschallung, um die Umgebungsgeräusche möglichst gering zu halten. Auch hier ist eine visuelle orientierende Gestaltung wichtig.

Hinweis: Messungen vor Ort vornehmen, um zu prüfen, ob der Einbau einer induktiven Höranlage an einer Audiostation oder in einem Raum möglich ist.



LITERATUR

Das barrierefreie Museum, Theorie und Praxis einer besseren Zugänglichkeit, Patrick S. Föhl, Stefanie Erdrich, Hartmut John, Karin Maaß (Hg.), Bielefeld 2007 // Barrierefrei Konzipieren und Gestalten, Leitfaden für Ausstellungen im Deutschen Technikmuseum Berlin, Svenja Gaube, Berlin 2008 DTM Eigenverlag // Wie seniorengerecht sind Museen, Anforderungen im Praxistest, Julia Kubicek, Berlin 2009 // Wissenschaft für Alle, In Ausstellungen barrierefrei präsentieren, Das Beispiel LeibEigenschaften, Cordula Nolte und Sonja Kinzler (Hg.), Kiel 2012 // Wege zur Kultur, Barrieren und Barrierefreiheit in Kultur- und Bildungseinrichtungen, Anja Tervooren und Jürgen Weber (Hg.), Böhlau Verlag 2012

... Inklusive Ausstellungen und Museen

Die Nutzung der Technik ist durch entsprechende Piktogramme zu kennzeichnen (s. Abb. 9).



Abb. 9: Videostation mit integrierter Induktionsschleife, Deutsches Hygienemuseum, Dresden

Besucher mit Lernschwierigkeiten benötigen eine orientierende Gestaltung; eindeutige Erkennbarkeit der für die Zielgruppe gewählten Exponate; Erlebarkeit der Exponate über mehrere Sinne; schaffen von Mitmachsituationen durch Exponate; keine Geräuschüberflutung; Vermeidung von Angstsituationen; Textangebote in Leichter Sprache, Audioguides in leicht verständlicher Alltagssprache.

Hinweis: Besucher mit Lernschwierigkeiten weisen in der Regel noch weitere Behinderungen auf, deshalb ist es hier besonders wichtig, eine Gestaltung zu entwickeln, die darüber hinaus auch motorische und sensorische Behinderungen berücksichtigt.

Der Mehrwert und das Wagnis

Eine inklusiv gestaltete Ausstellung erhöht die Möglichkeit der Teilhabe letztlich nicht nur für die speziellen Zielgruppen, bei gut durchdachtem Konzept kann diese ebenso für alle anderen Besuchenden ein Mehrwert darstellen. Denn nicht zu letzt entspricht Inklusion in Ausstellungen in vielerlei Hinsicht den grundsätzlichen Prinzipien ganzheitlichen Lernens, da die Vermittlung der Inhalte über alle Sinne, orientierend, spielerisch und auf unterschiedlichen Ebenen der Lernbereitschaft statt findet.

Hier noch zwei wichtige Hinweise.

Erstens: Die Planung und Konzeption inklusiver Ausstellungen benötigt Zeit nicht zu letzt für Testphasen mit den jeweiligen Zielgruppe, deshalb kann Thema nicht früh genug mitgedacht werden.

Zweitens: Auf Professionalität zu bauen mit Hinzunahme einer begleitenden Beratung und bei der Wahl der Herstellerfirmen der unterschiedlichen barrierefreien Ausstellungselemente.

Wie sieht oder sah Ihr erstes Wagnis auf dem Weg aus?¶



DIANA BRINKMEYER
M. A.

(geb. 1981) studierte Kunstgeschichte und Neuere/Neueste Geschichte an der Universität Passau, der Freien Universität Berlin und der Humboldt Universität Berlin. Zu ihren Schwerpunkten zählen die Kunstgeschichte des späten Mittelalters, Architektur des Barock und Fotografie des frühen 20. Jahrhunderts. Studienbegleitende Tätigkeiten im Bereich Kunstvermittlung, u. a. in der Gemäldegalerie Berlin, im Museum Moderner Kunst Passau, im Deutschen Historischen Museum Berlin. Ab 2007 Assistenz in der Galerie Heike Curtze. Seit 2009 arbeitet Diana Brinkmeyer in der Berlinischen Galerie und betreut dort als Referentin für Marketing und Kommunikation den Bereich Bildung und Vermittlung.

Auf dem Weg zum barrierefreien Museum

– mit der Ausstellung „Wien Berlin. Kunst zweier Metropolen“

„Die Durchsetzung der Barrierefreiheit ist geeignet, als Schrittmacher für die Besucherorientierung an deutschen Museen zu wirken, denn sie veranlasst diese dazu, sich konsequent über die vielfältigen Bedürfnisse von Besuchern Gedanken zu machen.“¹

Ein Beitrag von Diana Brinkmeyer, Berlin

Wie muss sich das Museum verändern, wenn es sich für Menschen mit Einschränkung des Seh-, Hör- oder Lernvermögens öffnet? Wie können wir räumliche, intellektuelle und sinnliche Barrieren abbauen, um mehr Menschen Zugang zu kulturellen Angeboten zu ermöglichen? Mit der Veröffentlichung der „Checkliste zur Konzeption und Gestaltung von barrierefreien Ausstellungen“² Ende 2011 rückte das Thema Barrierefreiheit verstärkt ins Bewusstsein der Berliner Museen, ist doch die Vergabe von bestimmten Fördergeldern an die Realisierung barrierefreier Maßnahmen geknüpft. Um sukzessive Erfahrungen auf diesem Gebiet zu sammeln, hat die Berlinische Galerie bei einzelnen Ausstellungen Kontakte zu Betroffenen und Interessenvertretungen aufgebaut und Möglichkeiten der Zusammenarbeit erprobt.³

Die Ausstellung „Wien Berlin“

Die Ausstellung „Wien Berlin. Kunst zweier Metropolen. Von Schiele bis Grosz“, die vom 24. Oktober 2013 bis zum 27. Januar 2014 in der Berlinischen Galerie gezeigt wurde, war eine Kooperation mit der Österreichischen Galerie Belvedere und ein herausragendes Projekt für beide Museen. Mit dem Fokus auf der Kunst des frühen 20. Jahrhunderts bestand die einmalige Gelegenheit, Meisterwerke beider Sammlungen im Dialog zu zeigen: Darunter Arbeiten von Künstlern wie Beckmann, Dix oder Laserstein als Berliner Positionen und Klimt, Klimt oder Schiele für die Wiener Seite. Über 130.000 Besucher nutzten die Gelegenheit zum Besuch der Schau in Berlin.

Mit der Ausstellung widmete sich das Landesmuseum erstmals in diesem Umfang dem Thema Barrierefreiheit für blinde und sehbehinderte Besucher. Vom

¹ Karin Maass, Barrierefreiheit aus museumspädagogischer Perspektive, in: Patrick S. Föhl / Stefanie Erdrich / Hartmut John / Karin Maaß (Hgg.): Das barrierefreie Museum. Theorie und Praxis einer besseren Zugänglichkeit. Ein Handbuch, Bielefeld 2007, S.15–27, hier S.16.

² Siehe <http://www.lmb.museum/de/fach-und-arbeitsgruppen/ag-barrierefreiheit-ausstellungen/barrierefreiheit/>. Die Checklisten wurden von einer Arbeitsgruppe des Landesverbands der Museen zu Berlin entwickelt, an der sowohl Museumsmitarbeiter als auch sehbehinderte, blinde und hörgeschädigte Personen teilgenommen haben.

³ Zu der Ausstellung mit Fotografien von Tobias Zielony im Sommer 2013 wurde mit Gehörlosen gearbeitet. Daraus resultierten ein Video über den Künstler in Deutscher Gebärdensprache, Führungen, Schüler-Workshops sowie ein sehr gut besuchter Poetry Slam in Gebärdensprache.



... Auf dem Weg zum barrierefreien Museum

taktilen Bodenleitsystem über tastbare Kunstwerke bis hin zu einem speziellen Audioguide wurden zahlreiche Angebote für diese Besuchergruppe entwickelt.

Wenngleich rein quantitative Erhebungen hier zu kurz greifen, lässt sich festhalten, dass die Ausstellung von blinden und sehbehinderten Besuchern gut angenommen wurde. Mindestens 48 Besucher liehen sich den Audioguide für Blinde aus, rund 30 Besucher nahmen an einer Tastführung teil. Zu unseren Besuchern zählten u.a. späterblindete Kunsthistoriker, blinde Künstler, aber auch zahlreiche ältere Menschen mit Sehbehinderungen, die ein großes Interesse an der Bildenden Kunst haben und das sinnliche Erlebnis im Museum zu schätzen wissen.

Auf dem Weg zur Barrierefreiheit: Wer mit wem?

Barrierefreiheit wurde von Anfang an als integraler Bestandteil der Ausstellungsgestaltung verstanden. Bereits weit im Vorfeld haben wir erste Kontakte zu Blinden- und Sehbehindertenverbänden aufgebaut, die in der „heißen“ Realisierungsphase – ab etwa sechs Monate vor Ausstellungsbeginn – intensiviert wurden. Ein wichtiger Austausch eröffnete sich in diesem Prozess: Wenn Verbandsvertreter, Betroffene, Architekten, Kunstvermittler und Kuratoren miteinander ins Gespräch kommen, werden die Wünsche und Bedürfnisse des Besuchers an das Museum insgesamt deutlich – auch wenn der Ausgangspunkt das Thema Barrierefreiheit war. Der Prozess hin zum barrierefreien Museum kann damit ein Exempel für eine neue Form des besucherorientierten Dialogs darstellen, erfordert jedoch zugleich viel Zeit, Offenheit und Geduld im Umgang miteinander.

Die Tastbilder – nicht nur für blinde Besucher

Eine Ausstellung ist, gerade im Kunstbereich, zumeist ein visuelles Erlebnis. Wenn der Sehsinn jedoch nur eingeschränkt zur Verfügung steht, wird der Tast- oder Hörsinn umso wichtiger. Wie aber lassen sich flache Exponate – Gemälde und Grafiken in unserem Fall – in dreidimensionale Tastmodelle „übersetzen“? Welche Elemente eines Kunstwerks sind taktil erfahrbar, auf welche Details kann oder muss verzichtet werden? In welchem Verhältnis stehen Original und Tastmodell für den *sehenden* Besucher?

Für jede „Übersetzung“ eines Kunstwerks in ein Tastmodell wurde eine individuelle Lösung gefunden, je nach Form und Inhalt des Originals. Auch wurden spezielle, in den Ausstellungsparcours integrierte Möbel für die insgesamt fünf Tastbilder gebaut: So standen Original und Tastreplik nicht in unmittelbarer visueller Konkurrenz, konnten jedoch in den meisten Fällen gleichzeitig betrachtet und ertastet werden. Dies kam sowohl den Bedürfnissen sehbehinderter Besucher entgegen, die ihre Restsehfähigkeit nutzen konnten, wie auch dem gemeinsamen Rundgang etwa von blinden und sehenden Paaren.



... Auf dem Weg zum barrierefreien Museum

In der durchgeführten Evaluation⁴ wurden die Tastmodelle insgesamt positiv bewertet (Note 1,7). 62,5% der Befragten fanden die vorhandene Anzahl an Tastmodellen ausreichend, 37,5% hätten sich durchaus mehr vorstellen können.⁵ Auffällig ist, dass sich fast alle Befragten zum Tastmodell des Porträts und der Bluse von Johanna Staude geäußert haben, mehrheitlich positiv (78%). Hervorgehoben wurde die sehr sinnliche Gestaltung, da hier auch ein dem Originalmaterial der Bluse ähnlicher Seidenstoff ertastet werden konnte (Abbildung 1a-d).

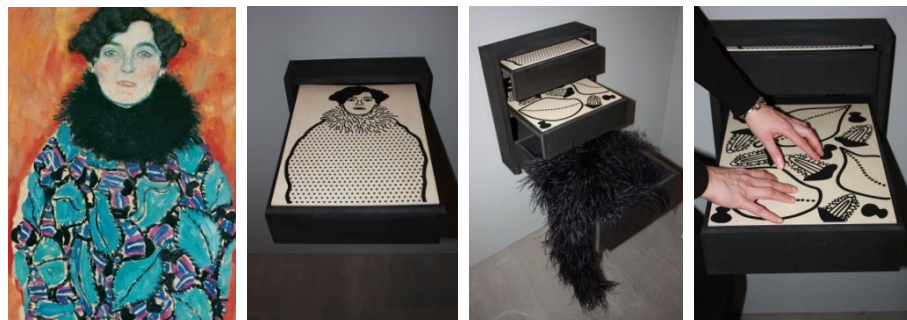


Abbildung 1a-d: Gustav Klimt, Johanna Staude (unvollendet), 1917/18, © Belvedere, Wien, Foto Taststation: Carolin Wagner

Das Tastmodell zu der Plastik „Der wildgewordene Spießler“ von George Grosz vermittelte sich weniger gut: Während das Tasten einzelner Gegenstände, die auch am Original zu sehen sind – Klingel, Glühbirne, ein Gebiss u. a. – ein spannendes Tasterlebnis darstellte, entwickelte sich durch die sehr abstrahierte Darstellungsform nur schwer ein Bild der Gesamtfigur vor dem inneren Auge (Abbildung 2a-b).⁶

⁴ Alle im Folgenden genannten Zahlen entstammen der Museumsevaluation. Insgesamt 17 Personen wurden in einem Fragebogen zu den einzelnen Aspekten der barrierefreien Gestaltung befragt bzw. äußerten sich in einem freien E-Mail-Feedback. Nicht jede Person bewertete jeden Aspekt, so dass die Anzahl der Befragten zu einzelnen Aspekten variiert.

⁵ Allerdings wurde auch deutlich, dass innerhalb eines geführten Rundgangs kaum mehr als 3-5 Tastmodelle der vorhandenen Komplexität erlebt werden können. Eine größere Anzahl an Tastmodellen hätte aber bei einem Individualbesuch eine Schwerpunktsetzung nach persönlichem Interesse erlaubt.

⁶ Diese abstrahierte Form der Umsetzung war lange diskutiert worden und aus kuratorischer Sicht wesentlich, hätte doch eine identische, wenngleich verkleinerte Replik für den sehenden Besucher leicht wie ein eigenes dadaistisches Objekt gewirkt.



... Auf dem Weg zum barrierefreien Museum



Abbildung 2a-b: Installationsansicht und Tastmodell zu George Grosz und John Heartfield, Der wildgewordene Spieler, Elektro-mechanische Tatlin-Plastik. Rekonstruktion Michael Sellmann 1988, 1920, Berlinische Galerie (für das Original: © VG Bild-Kunst, Bonn 2013), Fotos Amin Akhtar

White Cube vs. Kontrastreiches Bodenleitsystem

Neben der inhaltlichen Informationsvermittlung bedarf es für blinde Museumsbesucher eines klaren Leit- und Orientierungssystems. Das Leitsystem in der Ausstellung „Wien Berlin“ bestand aus transparenten, rauen Hauptlinien und schwarzen Aufmerksamkeitsfeldern, die jeweils die Tast- oder Hörstationen anzeigten (Abbildung 3). Mit dem Blindenstock konnten diese Linien ertastet werden. Dennoch benötigte der Besucher, besonders an den Abzweigungen und Kreuzungen der Leitlinien, zusätzliche Orientierungshinweise über den Audioguide. Mehr als die Hälfte (67%) der Befragten fand das Leitsystem grundsätzlich nützlich. 75% fühlten sich durch die schwarzen Aufmerksamkeitsfelder allerdings nicht genügend auf die Tast- oder Hörstationen hingewiesen. Zusätzliche taktile Grundrisspläne boten an zwei Positionen im Laufe des Rundgangs Orientierung, wurden jedoch nur vereinzelt genutzt (Abbildung 4).

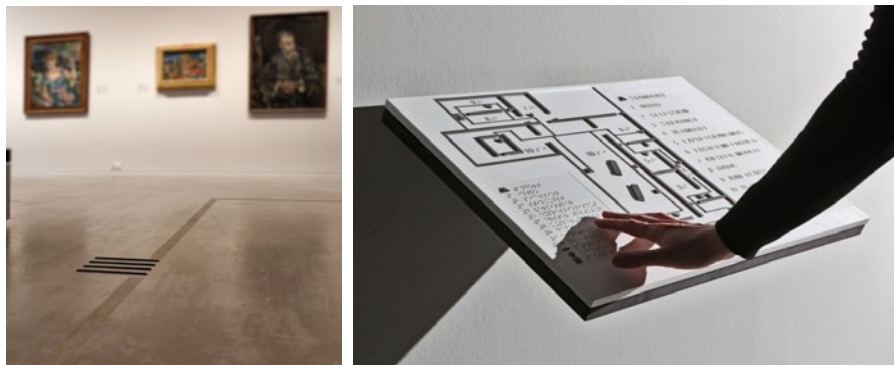


Abbildung 3 und 4: Taktile Pläne und Bodenleitsystem mit Aufmerksamkeitsfeldern in der Ausstellung. Fotos: Amin Akhtar



... Auf dem Weg zum barrierefreien Museum

Insgesamt hat sich unsere Ausstellung als besser geeignet für Blinde als für Sehbehinderte erwiesen: Für Besucher mit Sehbehinderung müssten Lösungen gefunden werden, die vor allem den Bedürfnissen nach besserer Lesbarkeit und Kontrastreichtum entgegenkommen. Hier ergibt sich ein ästhetischer Interessenkonflikt: Viele Kunstmuseen sind auf den sogenannten White Cube fokussiert, den minimalistisch reduzierten, weißen (oder monochromen) Ausstellungsraum, in dem Kunst ohne Ablenkung präsentiert werden kann. Wie lässt sich diese Ästhetik mit kontrastreichen Bodenleitlinien oder Beschilderungen in großer Schrift vereinen, die für sehbehinderte Besucher eine Notwendigkeit darstellen? Wo lassen sich künftig Kompromisslösungen finden, die sowohl den ästhetischen Ansprüchen der sehenden Besucher als auch den Bedürfnissen sehbehinderter Menschen entsprechen?

Der Audioguide für blinde Besucher

Ein wesentlicher Baustein einer für Blinde barrierefreien Ausstellungs-gestaltung ist der Audioguide. Der Audioguide zu „Wien Berlin“, entwickelt in Zusammenarbeit mit der Acoustiguide GmbH und dem Projekt „Berlin für Blinde“ von Förderband e. V., enthielt neben Orientierungshinweisen und Informationen zur Kunst genaue Bild- und Tastbeschreibungen – von den Maßen bis hin zu Farbe und Komposition. Durch die zusätzlichen Texte dauerte die Audiotour für blinde Besucher mit 90 Minuten deutlich länger als der reguläre Multimediaguide. Bis auf einige Ausnahmen stimmte die Auswahl der Kunstwerke auf beiden Touren überein.

Während die inhaltlichen Informationen von einer großen Mehrheit der Befragten positiv bewertet wurden, erfuhren die Orientierungshinweise Kritik. Die Schnittstelle zwischen Audioguide und Bodenleitsystem muss genau getestet werden, um eine möglichst klare Orientierung im Raum zu gewährleisten. Doch selbst nach einem Test – der einige Tage vor Ausstellungsbeginn mit Betroffenen stattfand – können Unstimmigkeiten nicht ausgeschlossen werden: In unserem Fall entwickelte sich die Ausstellung zu einem großen Besuchermagnet mit stets gut gefüllten Räumen, sodass oft sehende Personen auf dem Leitstreifen standen und Blinden die Orientierung erschwerte wurde.

Die Evaluation ergab aber vor allem, dass eine noch stärkere Übereinstimmung beider Audiotouren gewünscht wurde. So heißt es in den Empfehlungen der Koordinationsstelle Tourismus im Deutschen Blinden- und Sehbehindertenverband e. V.: „Blinde bzw. sehbehinderte Besucher sollten sowohl die Informationen für alle Besucher als auch die notwendigen Zusatzinformationen zur Kompensation der Seheinschränkung erhalten. (...) Das Angebot verschiedener Informationsprofile stellt einen wichtigen Schritt in Richtung Inklusion im Sinne der UN-Behindertenrechtskonvention dar. (...) [So] hat jeder Nutzer die Möglichkeit, das Profil zu wählen, dessen Informationsgehalt ihm am meisten



... Auf dem Weg zum barrierefreien Museum

zusagt. ⁷ Eine Audioführung, idealerweise auf *einem* einheitlichen Endgerät für alle Besucher, wäre eine Lösung und ist auch technisch umsetzbar.

Ausblick und Fazit

Eine vollständig barrierefreie Ausstellung mag kaum zu erreichen sein, zumal sich die Bedürfnisse einzelner Anspruchsgruppen – zwischen Menschen mit Mobilitätseinschränkung oder mit Sehbehinderung, aber auch zwischen blinden und sehbehinderten Besuchern – sehr unterscheiden können. Doch wurde Schritt für Schritt ein Lernprozess in Gang gesetzt, der die Berlinische Galerie bereichert hat. Wichtig im Prozess sind Kommunikation – *miteinander* zur Realisierung der Maßnahmen, aber auch **über die Angebote, damit sie die Zielgruppe erreichen** –, Kreativität zur Entwicklung individueller Lösungen und Kompromissbereitschaft bei allen Beteiligten. Barrierefreie Maßnahmen verändern eine Ausstellung, bringen aber auch einen Mehrwert – über die ursprüngliche Zielgruppe hinaus. Sitzgelegenheiten, gut lesbare und verständliche Texte sowie Erlebnismöglichkeiten mit mehreren Sinnen sind für viele Besucher ein Gewinn. Im Idealfall erleben blinde und sehende Besucher, Eltern und Kinder die Vermittlungsangebote gemeinsam, um über die erfüllten, erfahrenen, erlebten Informationen ins Gespräch zu kommen.⁸

Aktuell finden unsere Erfahrungen Eingang in die Ausstellung „This Sweetness Outside of Time“ (20.2.–2.6.2014) der Künstlerin Dorothy Iannone, die als eine Pionierin im Kampf gegen Zensur, für freie Liebe und weibliche Sexualität gilt. Ihre Sound- und Videoboxen, in denen sie mit (Sprech)-Gesang als künstlerischer Ausdrucksform arbeitet, bieten einen akustischen und zugleich sehr persönlichen Zugang zu der Künstlerin, ganz unmittelbar erlebbar für blinde wie sehende Besucher. Zudem wurden gemeinsam mit blinden und sehbehinderten Künstlern Tastmodelle entwickelt, welche die ornamentale Vielfalt von Iannones Kunst plastisch erfahrbar machen. Eine Präsentation der zeitgenössischen Kunst wie diese zeigt die Chancen, das besondere Potential der Kunst für ein Erlebnis mit mehreren Sinnen zu nutzen und weist einen weiteren Weg für ein gemeinsames, barrierefreies Kunsterlebnis.¶

⁷ Koordinationsstelle Tourismus im Deutschen Blinden- und Sehbehindertenverband e. V.: Empfehlungen für die Auswahl von für blinde und sehbehinderte Nutzerinnen und Nutzer barrierefreien Audio-/ Multimediaguides und Navigationssystemen, Stand 2012, S.6.

⁸ So wurden die Tastmodelle für blinde Besucher zur Ausstellung „Wien Berlin“ auch im Museumskoffer für Familien oder in Schüler-Workshops eingesetzt.



Aufklärung mit Audioguide

Das Schauspiel Leipzig entwickelt Angebote für Menschen mit Sehbehinderung

Mit der Inszenierung *Emilia Galotti* feierte das Schauspiel Leipzig am 6. Dezember 2013 eine außergewöhnliche Premiere: Als einziges Sprechtheater in Deutschland bietet es fortan monatlich eine Vorstellung mit Live-Audio-deskription für BesucherInnen mit Sehbehinderung an. Über ein Projekt, das nicht nur Barrieren beseitigt sondern einen Dialog zwischen Sehenden und Nichtsehenden auf den Weg bringt.

Ein Beitrag von Leonie Krutzinna, Weimar

„Ich find mich zurecht.“ Den angebotenen Arm seiner Begleitung lehnt er freundlich ab. Mit seinem Blindenstock tastet sich ein etwa 50-jähriger Theatergänger über den roten Teppich das Portal hinauf. So wird klassizistischer Chic ganz beiläufig zum taktilen Bodenleitsystem. Wenig später findet er sich im Saal wieder. Im ausverkauften Haus wird Lessings *Emilia Galotti* gespielt. Für 666 Zuschauer bietet die Große Bühne im Schauspiel Leipzig Platz. Während sich der Saal füllt, hat die Vorstellung für 25 ZuschauerInnen längst begonnen. Über Kopfhörer sind sie mit einer Sprecherin per Funk verbunden, hören Erklärungen zum Bühnenbild, zu den Charakteren und Kostümen. Sie stellen sich Emilia im geblühten Kleid vor, den Prinzen mit halblangem blonden Haar, die Drehbühne, die von sechs schweren Säulen eingenommen wird.

Am 6. Dezember 2013 herrscht im Schauspiel Leipzig eine besondere Atmosphäre. Neben Rotwein trinkenden Abonnenten und Teenagern, für die *Emilia Galotti* Pflichtlektüre ist, begrüßt das Schauspiel Leipzig eine neue Besucher-schaft. Man feiert „eine ganz kleine Premiere“, wie es in der Einführung zum Stück heißt, denn *Emilia Galotti* läuft in Live-Audiodeskription und bietet ZuschauerInnen, die blind oder sehbehindert sind, die Möglichkeit den visuellen Vorgängen auf der Bühne zu folgen. Vereinzelt findet diese Technik, die sich als Kommentar-Tonspur im Film bereits gut etabliert hat, auch im Theater schon Anwendung, so etwa in Bielefeld. Bislang blieb es aber bei einmaligen Events. Das Leipziger Theater ist nun deutschlandweit das erste Sprechtheater, das das Audiodeskriptionsangebot kontinuierlich erweitern wird.

„Die Zuschauer regen sich auf, wenn geflüstert wird“

„Ich bin viele Jahre nicht ins Sprechtheater gegangen, weil Blinde vom Sprechtheater eher nicht angesprochen werden“, so Renate Lehmann. Sie ist Vorstandsmitglied der Kreisorganisation Leipzig des Blinden und Sehbehinderten-Verbands Sachsen und an der Erstellung der Audiodeskriptionsfassungen beteiligt. „Wir kommen oft einfach nicht hinterher, selbst wenn eine sehende



... Aufklärung mit Audioguide

Begleitperson uns zuflüstert, was passiert. Und zudem regen sich die anderen Zuschauer auf, wenn geflüstert wird.“

Theater will gerade im postdramatischen Zeitalter mit allen Sinnen erlebt werden. Es macht sich verschiedene visuelle und akustische Vermittlungskanäle zu nutze, arbeitet mit Licht und Ton, der Bewegung im Raum, Kulissen und Kostümierung, Mimik und Gestik der SchauspielerInnen. Neben dem Theater-text sind es vor allem die visuell wahrnehmbaren Mittel, die für Sehende einen der wichtigsten Aspekte der Theatralität ausmachen. Wie ergeht es aber einem blinden Theatergänger, für den kein Licht- und Schattenspiel wahrnehmbar ist und der sich keine Farben vorstellen kann?

Diese Überlegungen bilden in Leipzig den Ausgangspunkt der inklusiven Theaterarbeit. Sehende und Nichtsehende arbeiten bei der Erstellung des Skripts eng zusammen. Renate Lehmann verbringt nach der Generalprobe täglich acht und mehr Stunden im Theater, bis nach ein bis zwei Wochen die Audiodeskriptionsfassung steht: „Es gibt ein Team von zwei sehenden Sprecherinnen, die das Konzept erarbeiten. Sie schauen sich die Vorstell- und die Generalproben an und haben auch eine DVD sowie die Regieanweisungen, das Programmheft usw. Auf dieser Grundlage erarbeiten sie das Konzept für die Audiodeskription. Ich als Blinde bin dann das Korrektiv und die Instanz, um zu überprüfen, ob sich ein blinder Mensch das möglichst richtige Bild von der Inszenierung macht. Teilweise mache ich mit meinem Körper die beschriebenen Bewegungen vor, um mich zu vergewissern, wie die Darsteller auf der Bühne zueinander stehen, wie ihre Gesten sind. Wichtig ist, dass in den Erklärungen nicht interpretiert wird. Es darf nur eine Beschreibung sein, die entsprechenden Gedanken muss sich der blinde Zuschauer dann selbst machen.“

Audiodeskription ist also nicht nur ein Angebot, das die Freizeitgestaltung von Blinden vielfältiger machen kann. Es findet auf Produktionsebene ein Austausch der Sehenden mit Nichtsehenden über die Inszenierung statt. Indem es einen Dialog stiftet und fördert, liegt dem Leipziger Modell, ein ganz im Lessingschen Sinne aufklärerischer Gedanke zugrunde.

Matthias Huber, Dramaturg am Schauspiel Leipzig, versteht es zudem als seinen Auftrag, für die Alltagshürden der Blinden zu sensibilisieren: „Die Sehenden sehen, dass Nichtsehende da sind. Sie realisieren, dass es etwas Normales ist, dass Blinde ins Theater gehen, das ist der allergrößte Effekt. Es wird ein Bewusstsein dafür geschaffen, dass Blinde und Sehbehinderte an der Kultur teilhaben können, dass sie nicht auf ihre Begleitung angewiesen sind.“

Kontinuierliche Inklusion auf Spendenbasis

Seit Enrico Lübke zur aktuellen Spielzeit 2013/2014 die Intendanz am Schauspiel Leipzig übernommen hat, gibt es einmal monatlich eine Inszenierung mit Audiodeskription. Über 400 € kostet so ein System von Empfänger und Kopfhörer. Für dieses Angebot ist das Theater auf Spenden angewiesen. Bisläng stehen 25 Sender zur Verfügung. Matthias Huber hofft das „Minimalbesteck“ nach und



... Aufklärung mit Audioguide

nach auf 80 Sender erweitern zu können. Ein wesentlicher Faktor der Finanzierung sind aber auch die Personalkosten. Die dramaturgische Betreuung sowie die Durchführung von Bühnenführungen und Stückeinführungen im Vorfeld der Inszenierung bedeuten zusätzlichen Workload für die Dramaturgen. Und auch die Kosten für die technische Umsetzung trägt das Theater: „Wir haben uns mit der Firma audioskript in Berlin zusammengetan, die im Bereich Audiodeskription federführend ist. Die haben sechs Mitarbeiterinnen angelernt, die die Audiodeskription bei uns selbstständig durchführen können. Da es ein längerfristig angelegtes Projekt ist, brauchen wir Leute vor Ort und mit einem gewissen Theaterkontext.“

Leipzig setzt auf Kontinuität. Man wolle kein „Blinden- und Sehbehinderten-Happening machen und alle in Reisebussen herankarren“, so Huber. Es gehe nicht darum, Theater für Blinde, sondern Theater für alle zu machen. „Wir sind ein Stadttheater, unsere Aufgabe hier am Schauspiel Leipzig ist es, Theater für die Stadt zu machen und das bedeutet, möglichst vielen Menschen den Zugang zu ermöglichen. Inhaltlich heißt das, einen Spielplan zu gestalten, der für viele Menschen interessant ist. Aber das bedeutet auch, dass unser Angebot barrierefrei ist.“

Die Möglichkeit, eine Wahl zu haben

Ob die Stücke für Blinde kommentiert werden oder nicht, hat auf die Proben und die fertige Inszenierung keinerlei Einfluss. „Es wäre fatal, wenn die Schauspieler sich kontrollieren müssten und nicht ihren Impulsen nachgehen könnten“, so Huber. Das Team, das die Audiodeskriptionsfassung erstellt, kommt erst nach der Generalprobe ins Spiel und muss „das, was inszeniert wurde, auseinandernehmen“.

Ogleich es stofflich keine Einschränkung gibt, welche Stücke sich für die Audiodeskription eignen, vermutet Renate Lehmann, „dass die Stücke schon ein bisschen danach ausgesucht werden, beschreibbar zu sein“. Immerhin folgt nach den klassischen Stoffen *Emilia Galotti* und *Kabale und Liebe* gegen Ende der Spielzeit mit Sibylle Bergs *Angst reist mit* noch eine zeitgenössische Komödie. Als einzige Vorgabe gilt, dass das Stück auf der großen Bühne inszeniert werden muss, da die Technik nur dort installiert werden kann. Renate Lehmann ist froh, dass die Inszenierungen nicht bewusst vereinfacht werden: „Es ist nun mal zeitgenössisches Theater, das ist auch für Sehende nicht immer verständlich“, schmunzelt sie. „Es darf nur nicht die Vorstellungskraft der Zuschauer übersteigen.“

Die Resonanz seitens der blinden BesucherInnen ist bislang sehr positiv. Etwa 15 bis 20 Nichtsehende kommen pro Vorstellung mit Audiodeskription. Renate Lehmann betont: „Selbst, wenn nur ein oder zwei Blinde ins Theater gehen, ist das im Rahmen der Inklusion ein wichtiger Fortschritt. Es geht überhaupt erst einmal darum, eine Möglichkeit, eine Wahl zu haben.“



... Aufklärung mit Audioguide

Sie selbst möchte künftig sogar häufiger als ein Mal monatlich ins Theater gehen: „Ich kann mir gut vorstellen, sogar mal wieder in ein Stück zu gehen, das ohne Audiodeskription ist. Ich bin jetzt wieder auf den Geschmack gekommen.“¹

Für das Online-Portal von Kulturmanagement Network hat die Autorin ein Interview mit Matthias Huber geführt. Den Beitrag können Sie hier lesen: http://bit.ly/Audiodeskription_Schauspiel_Leipzig



Impressum

KM KULTURMANAGEMENT NETWORK GMBH

PF 1198 · D-99409 Weimar

Amalienstr. 15 · D-99423 Weimar

TEL +49 (0) 3643.494.869

FAX +49 (0) 3643.801.765

Email: [office \(at\) kulturmanagement.net](mailto:office@kulturmanagement.net)

Geschäftsführer: Dirk Schütz

Sitz und Registrierung: Firmensitz Weimar, Amtsgericht Jena, HRB 506939

Chefredakteurin: Veronika Schuster (V.i.S.d. § 55 RStV)

Abonnenten: ca. 23.000

Mediadaten und Werbepreise: <http://werbung.kulturmanagement.net>

WEITERE INFORMATIONEN

www.kulturmanagement.net

<http://twitter.com/kmnweimar>

http://twitter.com/km_stellenmarkt

<http://www.facebook.com/Kulturmanagement.Network>